Die Struktur des Humors

bei

Gottfried Keller

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Kurt Esselbrügge

aus Berlin

Gedruckt bei C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig

1927

Referent: Herr Prof. Dr. W. Liepe
Korreferent: Herr Prof. Dr. F. J. Schneider

Tag der mündlichen Prüfung: 30. Juli 1927

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Diese Arbeit erscheint im Jahrbuch der Charakterologie. Bd. VI — 1929
Pan-Verlag Kurt Metzner G. m. b. H., Berlin W 9

Die Struktur des Humors bei Gottfried Keller.

Von Kurt Esselbrügge (Berlin).

Inhalt.

Seite

Zur Methode 179
Strukturanalyse des Kellerschen Humors 181
Der Privatmann 181
Leiblichkeit. — Familie. — Frauen. —Freunde.
Der Volksmann 190
Landschaft. — Stammestum. — Staat. — Beruf. — Bürgertum.
Der Denker 197
Wissen und Gewissen. — Über die religiöse Wurzel des Kellerschen Humors. — Weltbild und Seelenhaltung.
Der Künstler 203
Künstler und Menschentum. — Nichtepische Ausdrucksformen. — Epik.

Zur Methode[1]).

Der Versuch, das Wesen des Humors allgemein-theoretisch zu bestimmen, ergibt lediglich eine Flächenzeichnung[2]); eine praktische Tiefenpsychologie des Humors ist nur an einem lebendigen Charakter möglich. Nun ist zwar der Humorist jeweils nicht der ganze Mensch; aber der Humor als konstitutives, tragendes und getragenes Element ist in seiner Eigentümlichkeit erst zu erfassen, wenn man den ganzen Komplex des individuellen Seelenlebens durchforscht; denn verwandt oder feindlich gerichtete Seelenkräfte bestimmen, hemmen oder fördern ihn, wie der humoristische Ausdruck selbst wieder das Seelische beeindruckt und modelt, lockert oder festigt, enthüllt oder verdeckt, entwickelt oder erstickt. Die Frage nach den Anlagen und Strebungen, welche in einer bestimmten Seelenstruktur die Entwicklung des humoristischen Charakters begünstigen oder beeinträchtigen, trägt an und für sich nur das psychologische Material herbei; erst die weitere Frage: nach der Bedeutung des Humors für eben diese Seelenstruktur zielt auf Erfassung eindeutiger Sinnzusammenhänge. In der Darstellung freilich müssen beide Fragestellungen nebeneinander her sich stützen und ergänzen: die materiale Forschung verhütet durch den Reichtum der Gesichtspunkte eine einseitig-konstruktive Rationalisierung des Stoffes, die teleologische ein Versinken in uferloser Irrationalität.

Eine Psychologie des Kellerschen Humors muß ihren Weg über den Menschen Keller nehmen. Die künstlerische Bedeutung des Humors wird nur erörtert, soweit sie Keller unmittelbar als Menschen angeht. Überall, wo das Ästhetische in Rede steht, beschäftigt uns nicht der Humorist als Künstler, der nebenbei auch noch irgendeine nicht weiter zu betrachtende Privatperson ist, sondern der Humorist als künstlerisch schaffender Mensch. Es ist durchaus denkbar, daß ästhetische Geringwertigkeiten als psychologisch hochwertig befunden werden. Die ästhetische Leistung hat hier die Geltung eines schöpferischen Aktes und Ausdrucks der Persönlichkeit, neben dem noch andere schöpferische Akte und Ausdrucksformen möglich sind. Dagegen haben wir zu fragen, welche Bedeutung der Humor für Kellers Entwicklung aus einem stumm an sich leidenden und würgenden Menschen zu einem ausdrucksstarken Künstler hat.

---

[1]) Anregung und methodische Schulung dankt diese Untersuchung den literaturwissenschaftlichen Seminarübungen von Professor Dr. Wolfgang Liepe, Kiel. Für die charakterologischen Gesichtspunkte war von richtunggebendem Einfluß: Emil Utitz, Charakterologie 1925.

[2]) Vgl. die Arbeit des Verf. in: „Die Literatur". September 1926.

Nun gewinnt man weder ein Bild von seinem Menschentum durch ein Häufen von Einzelzügen, noch läßt es sich umgekehrt auf Eine Formel bringen; eine solche vermöchte die mannigfachen Widersprüche und Spannungen in Kellers Wesen nur künstlich zu überbrücken. Vielmehr ist das von seinem Charakter ausgehende Gesetz ihrer Harmonisierung und ihrer fortwirkenden Zwiespältigkeit zu erfassen. Die Richtungsachse seines Gesamtcharakters bildet sein Bestreben, den objektiven Weltmächten zu dienen, Familie und Heimat, Beruf und Kunst. Diese Zielrichtung allein könnte Kellers Humor noch nicht verständlich machen; seine Entstehung und Aufgabe im Gesamtgefüge des Charakters erfährt erst eine Klärung durch die eigentümliche Stellung, die Kellers Ich zu jenem Ziel einnimmt, und durch die Widerstände, Spannungen, Kreuzungen, Unterstreichungen und Beschränkungen, die sich aus dieser Stellung ergeben. Trotz Kellers grundsätzlicher Sachlichkeit führt sein Ich kein Schattendasein; niemals zielt sie auf Entpersönlichung; die kritische Stellungnahme, das kontemplative Darüberstehen, kurz die Selbstbehauptung des Ich ist gerade für den Humor wesentlich. Allerdings ist dies Ich nicht Ziel, sondern Mittel seines Lebens und Strebens und die inhaltlich-sittliche Richtung seines Humors ist Weltsinn; er stellt sich dar als Korrektiv „egoistischer Schrullen“[1]). Gewiß hat Keller viel über sich gegrübelt und fehlt es, zumal in jüngeren Jahren, nicht an tiefschürfenden Stellungnahmen zum eigenen Ich, an rücksichtslosen Selbstbekenntnissen; aber der reife, weltwillige und weltsinnige Keller läßt in instinktiver oder bewußter Hygiene die Untergründe der Seele unberührt. Hierbei ist es ohne Belang, ob man die Reife des Kellerschen Wesens, die mit der Blütezeit seines Humors zusammenfällt, als „höheren“ Zustand wertet oder nicht, ob man den „wahren“ Keller im Grünen Heinrich oder etwa in den Sieben Legenden sieht — hier kommt es auf seines Wesens Richtung an. Sicher ist auch, daß der Humor selbst im Verlauf von Kellers Entwicklung nach stimmungsmäßiger oder weltanschaulicher Tönung mannigfachem Wechsel unterworfen ist; der thematische Grundton des Humors erklingt durch Kellers Schriften in den verschiedensten Variationen. Aber der Humor in seiner vollen Blüte ist Angelegenheit des reifen Mannes; ihm gegenüber kann Jugend und Alter nur als (zu seinem Verständnis freilich hochwichtiges) Vor- und Nachher gewertet werden. Das Hauptgewicht unserer Darstellung ruht auf der Kennzeichnung und Deutung des Seins, nicht des Werdens; das Geheimnis und die Kraft dieses frühzeitig gereinigten und seelisch vollendeten Lebens liegt nicht in der Wucht seines dramatischen Ablaufs, nicht in der Fülle fortzeugender Erschütterungen, sondern in der starken und tiefen Ruhe seiner Zuständlichkeit.

Kellers Verhältnis zu seiner Zeit ist mit seiner psychischen Individualstruktur unlöslich verbunden. Auch der Humor, natürlich zugleich geistesgeschichtlich und kulturell bedingt, ist doch mehr als nur ein Objekt von Zeitströmungen; hat doch der Humorist Keller die Prägung seiner Zeit entscheidend mitbestimmt. In Kellers Zeitverbundenheit liegt eine bewußte und humorbestimmte Selbstbescheidung, die von anderen, zukunftsträchtigeren Geistern, etwa Hebbel, nicht geteilt wird. Es

[1]) E 2, 311.

ist eine Frage für sich, ob die also gewonnene humoristische Lebensdeutung eine Vollentfaltung seiner Wesensstruktur bedeutet. Diese ganze Untersuchung jedenfalls basiert auf der Hypothese einer autonomen Persönlichkeit, die sich mit den gegebenen Mächten auseinandersetzt und sich ein bestimmtes Menschenideal schafft, in diesem Fall das des reifen, bürgerlichen Menschen, das alle Werturteile bestimmt.

Der Humor also spielt im Einhalten und Abweichen von der allgemeinen Zielrichtung eine entscheidende Rolle: er erfüllt seinen Sinn nicht als Korrektiv der von der Welt unverstandenen Seele, sondern als das Korrektiv der Seele, die sich der Welt gegenüber in sprödem oder dünkelhaftem Unverständnis verhält. Nun können die objektiven Mächte der Welt freilich niemals Humor hervorrufen, wenn ein Charakter die Neigung zu humoristischer Reaktion nicht vorgebildet in sich trägt; andererseits aber entfaltet und wirkt sich eine ursprünglich humoristische Anlage nur an und mit der Materie des objektiven Lebens aus. Wir gehen also einen Weg von außen nach innen, wenn wir bei Keller, dem es zu guter Letzt nicht so sehr auf Bereicherung und Hinaufzüchtung des Ichtums, sondern auf ichüberwindenden Dienst im irdisch-bürgerlichen Bezirk ankommt, aus seinen Verhaltungsweisen diesen umgebenden objektiven Mächten gegenüber die Strukturelemente seines Humors abzulesen suchen; insofern aber bewegen wir uns von innen nach außen, als wir die weltliche Grundtendenz in Kellers Wesen annehmen, deren mehr oder weniger mögliche Erfüllung den Humor jeweilig bestimmt, aber auch von diesem selbst wieder bestimmt wird. Wie könnte, bei Kellers wachem Ichbewußtsein, solche Erfüllung ohne schmerzende Spannungen möglich sein! — aber die seelisch formende Kraft seines Humors liegt nun darin, daß er das Schmerzliche dieser Spannungen verhüllt, seine Überwindung fordert, es verwischt, es banalisiert, seine Vergänglichkeit oder seine Herkunft aus egoistischem Starrsinn demonstriert usw., kurz, es durch Relativieren der Spannungen irgendwie verneint[1]). Die folgende Betrachtung Kellers als Privatmann, als Volksmann, als Denker und als Dichter bedeutet eine Reihe von Variationen über das Thema: Kellers Humor als lustvoller Ausgleich der Spannungen zwischen seiner weltlichen Zielrichtung und den Widerständen seines Ich.

Strukturanalyse des Kellerschen Humors.

Der Privatmann.

Leiblichkeit. In Kellers Lobreden auf schöne Gestalten mit offener Physiognomie und angemessener Kleidung liegt, seinem weltfreudigen Wesen entsprechend, fast stets eine Betonung ethischer Hochwertigkeit, während er körperliche Mißverhältnisse als Ausdruck innerer Unwahrhaftigkeit behandelt. Dieser Gegensatz zwischen Schön und Häßlich, Echt und Unecht, der seinem Humor die gleichmäßige, fast grausame Helle gibt, vertieft sich noch durch den Widerspruch zwischen seiner eigenen Erscheinung und der seiner dichterischen Idealbilder.

---

[1]) Vgl. S. Freud, Gesamm. Schriften. Bd 11 (1928). S. 402ff.

Kellers Körpergröße beträgt 1,40 m; er ist Sitzriese; der breitschultrige Rumpf mit dem mächtigen Kopf ruht auf einem schwachen Unterbau. Seine spätere Korpulenz ist eine Folge mangelnder Bewegung, an der ihn seine „Stummel" behindern, allerdings auch seines Sinnes für behaglichen Wohlstand. Er liebt es, gut zu essen, und noch mehr, gut zu trinken, und auch in seinen Schriften die Leute aus dem Vollen schmausen zu lassen. Zuweilen versteht er es, mit horazischem Behagen seine rundliche Körperlichkeit in seine Gesamterscheinung miteinzubeziehen. Öfter aber ergeht er sich in Briefen und Gesprächen in zorniger Verspottung seiner „struppigen Personnage"[1]). Seine Stimmung wechselt zwischen scherzhafter und dämonischer Wut, stillem Groll und gesteigerter Ausgelassenheit, die bei seinem sonst phlegmatischen Temperament etwas Unheimliches hat, zumal sie leicht und überraschend in aggressive Gelüste umschlägt. Wie er auch im Zusammenhang mit seiner kurzen Gestalt die eigene Rauflust ironisiert[2]), nur sehr allmählich legt ihm seine Selbsterziehung Mißliebigen gegenüber größere Zurückhaltung auf. Bei alledem aber ist seine Freude an der sinnlich schönen und gesunden Menschheit unvermindert; die guten und tüchtigen Menschen seiner Dichtung sind fast durchweg gerade und stattlich gewachsen, die anderen schief und unansehnlich. Körperliche Verbogenheit geht bei ihm auf seelischen Mißwachs zurück[3]). Als alter Mann erst, bei brüchig gewordener Schalkhaftigkeit macht er sich über seine eigene Schönheitsverehrung lustig[4]). Niemals aber stellt er verkrüppelte Menschen als verklärte Seelen dar.

Bei Keller, für den der gerade und freie Wuchs der Leiber einem solchen der Seelen entspricht, kleiden sich die Gutartigen und Brauchbaren einfach schön und angemessen; eine Persönlichkeit ist „in ihren Kleidern und bei sich selbst zu Hause"[5]). Die anderen behängen sich mit stutzerhaftem Tand oder sind verwahrlost. Die übertriebene und die mangelnde Sorgfalt in der Kleidung gehen auf innere Übel zurück; sie sind Ausdruck von Eitelkeit[6]) oder von seelischer Zerrissenheit und Selbstauflösung[7]). Keller selbst hält in seinem Mannesalter, zumal während seiner Amtsführung als Staatsschreiber, das anständige Mittelmaß bürgerlicher Kleidung inne. Als Jüngling liebt er es, sich phantastisch herauszuputzen; in der Ballade vom verbogenen Hut[8]) oder in seinen Berliner Briefen[9]) spricht sich Trotzstimmung gegen die Wohlanständigkeit modischer Kleidung aus. Der alte Herr Staatsschreiber a. D. wiederum fragt nicht mehr viel nach seinem Aussehen, wenn er nachts, in einen unförmlichen Mantel gehüllt, vom Wirtshaus heimwärts trottet; der kleine dicke Mann auf der bekannten Radierung von Karl Stauffer-Bern sieht wenig elegant aus; die Vorliebe für den mehr bequemen als anmutigen Schlafrock, für genügend weite Hausschuhe und die gute Zigarre gehört in seinen behaglichen Lebensrhythmus hinein. Zugleich scheint ein humoristisches Genießen des Widerspruches zwischen bürgerlichem Brauch und der Originalität seiner Erscheinung mitzuschwingen; jedenfalls bemüht er sich nicht, das Groteske seines

[1]) E 2, 236. H 131, 147. E 3, 136. [2]) E 3, 236.
[3]) U 1, 442ff. W 1, 344ff; 5, 182; 6, 130; 7, 226. [4])W 8, 259, 347.
[5]) W 5, 117. [6]) W 5, 34, 72; 7, 370/71.
[7]) E 2, 5. W 6, 130; 7, 89, 95; 6, 401. [8]) W 10, 14. [9]) E 2, 249.

Aussehens zu verhindern, das dem auffällig gekleideten Eleven der Münchener Akademie ebenso eigen ist wie dem alten korpulenten Herrn.

Alle Bilder Kellers zeigen einen tiefen, ruhigen und gesammelten Ernst des Ausdrucks. Allerdings ist auch die gelegentliche Beweglichkeit dieser meist einwärts sinnenden Mienen bezeugt. Baechtold rühmt sein komisch-mimisches Talent[1]), C. F. Meyer sein anmutiges Lächeln[2]). Beinahe alle Frauenbilder, die von seinem Blute leben, besitzen dieses Lächeln[3]). Das lachende Erröten im Sinngedicht wird für Keller zum Ausdruck der mit der Geistesfreiheit verbundenen Herzensunschuld. Er liebt die offenen, liebenswürdigen Gesichter, in denen es „keine unklaren topographischen Verhältnisse“[4]) gibt und aus denen zugleich die entschiedene Persönlichkeit spricht. Wo er aber auf einem Gesicht einen verdrossenen oder unsteten Ausdruck findet, schließt er auf innere Schiefheit oder Gemeinheit[5]). Ein Vergleich zwischen den offenen, wohlgebildeten Gesichtern, wie Keller sie liebt, und seiner eigenen Physiognomie zeigt abermals einen merkwürdigen Widerspruch. Bei Keller sehen wir einen halboffenen, von einem gekrausten Vollbart verdeckten Mund mit einer schlaffen Unterlippe; über einer starken, männlichen Nase ein welkes Auge, schläfrigen Tiefsinn hinter der Brille; hoch steigen die nachdenklichen Brauen in das mächtige und gefurchte Stirngebäude hinauf: dies ist eher ein verschlossenes als entschlossenes Gesicht. Die Geschöpfe seiner dichterischen Phantasie aber stellen wir uns mit blühenden oder festen Lippen vor, mit blitzenden oder ruhig strahlenden Augen; sie erleben vielfach schwere Schicksale, aber ihnen fehlt meist die dunkle Folie der melancholischen und tiefbewußten Gemütsart, die volle Resonanz des Wesens ihres Schöpfers. Auf Kellers Antlitz lagert das Gewölk der Gedanken, eine tiefe Verhaltenheit; seine Geschöpfe haben hellen Blick und heitere Stirnen. — Die einseitige ethische Bejahung der durchschnittlich schönen und gesunden Körperlichkeit, wie sie in Kellers Humor enthalten ist, umschließt also eine Negation seines eigenen, an sich selbst leidenden Ichs.

Familie. Keller erbt von seinem Vater, einem tüchtigen Drechslermeister, nicht nur des Handwerks Lust und Gewohnheit an kunstfertiger Rundung und Politur, ins Künstlerische erhoben, sondern auch das Bedürfnis, in der politisch-bürgerlichen Gemeinschaft, der er angehört, nach Vermögen hilfreich zu sein. Beiden natürlichen Pflichten nebeneinander her vermag der Vater auf die Dauer nicht gerecht zu werden und er stirbt vorzeitig an Überarbeitung, als der kleine Gottfried erst 5 Jahre alt ist. Für diesen liegt in dem väterlichen, geistigen Erbgut der sozialen Tatbereitschaft und dem Trieb zu stillem Kunsthandwerk ein Schicksalskeim zu unlöslicher Gewissensnot. Der Grüne Heinrich befindet sich in einem solchen tragischen Konflikt, während Keller sich in seinen späteren Werken gegen das Bestreben nach subjektiver Originalität und für die weltliche Brauchbarkeit mit humoristischem Vorbehalt entscheidet.

---

[1]) B 3, 294.
[2]) C. F. Meyers Briefe. Hrsg. von Ad. Frey. 1908. Bd. 2, S. 516.
[3]) W 7, 152, 255; 8, 346.
[4]) W 6, 89. [5]) W 6, 130; 5, 134.

Von der Mutter hat Keller den rechtschaffenen Haß gegen alles Spreizen und Flunkern. Die herbe Nüchternheit beherrscht den täglichen persönlichen und den späteren brieflichen Umgang mit der Mutter durchaus[1]). Es besteht zwischen beiden eine ruhigschöne, immer sich gleichbleibende Liebe, die des Austausches von Zärtlichkeiten enträt[2]). Eher sind Mutter und Sohn schroff und hart-ironisch, als daß sie sich von einem Gefühl hinreißen lassen. Vor ungehemmten Aufwallungen des Herzens muß der Humor verstummen; für strenge Selbstverhüllung aber findet er den Empfindungsausdruck, dessen auch sie bedarf und der ihr gemäß ist.

Bei aller Opferfreudigkeit dieser Mutter ist ihre Erziehungsmethode aber doch zu ungesalzen. Mit Recht bedauert Keller den frühzeitigen Verlust des Vaters[3]). Bei seinem Hang zum Verträumen und Versäumen wäre ein frühzeitiges, öfteres Nein, das ihm dann später das Leben selbst unerbittlich entgegenrufen sollte, von Vorteil gewesen. Der normale und nötige Selbstschutz des zunächst einmal nur mit Sich-Beschäftigten birgt, bei allzu lange verzögerter Eingewöhnung in das Gesamtleben, die Gefahr in sich, daß der junge Mensch im praktischen Dasein ins Hintertreffen gerät und in seinem Geltungsbedürfnis verkürzt wird. Daß solche Verkürzung von Stimmungen der Schroffheit, des Trotzes und der Selbstanklage begleitet ist, dafür legen viele Äußerungen Kellers beredtes Zeugnis ab[4]). Die Bereitschaft, mit der er sich dem arbeitsreichen Staatsschreiberamt unterzieht, wird z. T. aus diesem inneren Druck, von dem ihn der bürgerliche Beruf erlöst, verständlich; ebenfalls aus diesen Zusammenhängen heraus darf man Kellers Darstellung scheiternder Existenzen, die alle stolzen Pläne fahren lassen und in einem bescheidenen Handwerkerdasein untertauchen, als ein Selbstgericht auffassen, dessen strenger Humor der Härte der überstandenen Gewissensnöte entspricht.

Das Bild der Mutter bleibt jedoch für ihn eine hohe Instanz seines sittlichen Bewußtseins[5]). Während er Kämpfe zwischen Vater und Sohn in seinen Werken beiläufig abtut, gestaltet er das Verhältnis von Mutter und Sohn immer wieder. Fest ist er mit dem Leben von Mutter und Schwester verwachsen. Es verschlägt ihm auch nichts, daß sie so recht gar nicht wissen, wer er eigentlich ist; er findet sich nach seiner Heimkehr lächelnd damit ab: „Ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert!“[6]). Unverbrüchlich hält er zur Schwester, obwohl er seine liebe Not mit ihr hat[7]). Alles häusliche Ungemach erträgt Keller mit einer drolligen Verzweiflung, nicht nur weil das Blut ihn an die Familie bindet — er sieht in ihr auch die Grundlage des Staates. Hier empfängt das Kind „die feineren Zurechtweisungen und unmerklichen Leitungen“[8]), die es später zu einer gedeihlichen Rolle in der menschlichen Gesellschaft befähigen[9]). Gleichwohl ist Kellers inneres Verhältnis zur Familie nicht durchaus spannungslos. Aus der eigenen Seele sind Hemmungen aufgestiegen, die er sich freiwillig gegen seine müßiggängerische Weise auferlegt, indem er zweimal die gefährlich behagliche Atmosphäre der Häuslichkeit verläßt, um sich in der Fremde zu finden[10]). Die Furcht vor innerer Verengung und Behinde-

[1]) E 2, 13. [2]) W 4, 23. [3]) W 3, 11. [4]) E 2, 155. U 1, 22 usw.
[5]) Z. B. U 2, 85; 2, 508. W 6, 293. [6]) E 2, 392.
[7]) E 3, 234, 233, 276, 287, 298/99, 315, 499, 536. [8]) W 5, 204. [9]) H 303.
[10]) Vgl. A. Köster, G. Keller. Sieben Vorlesungen. 3. Aufl. 1917. S. 19.

rung treibt ihn aus dem Hafen der Familie ins Weite, aber auch die Furcht vor den Gefahren des Mißbehagens, die in diesem stillen Hafen lauern[1]). Er bedarf des freien Ausblicks. Nur die rein erzählenden Schriften aus Kellers späterer Schaffensperiode enthalten die Philosophie des guten Endes im Sinne einer bürgerlichen Ehe, nicht aber die autobiographisch bekennenden, besonders der Grüne Heinrich, Pankraz, der Landvogt.

Wo aber Familienleben Unheil zeitigt, liegt es nach Keller an den Menschen, die seinen sittlichen Sinn nicht erfüllen. Die Idee der Familie bleibt unangetastet, er bezieht sie immer mehr in sein geistig-bürgerliches Weltbild ein. Darum läßt er in seinem Werk bürgerliche Außenseiter, denen zunächst seine Liebe gehört, schließlich doch in den Hafen von Ehe und Familie einlaufen. Darüber hinaus hängt seine hohe Auffassung von der mütterlichen Frau, um die die Familie sich bildet, mit seiner Idee vom Leben überhaupt zusammen, dessen Kräftigung alles geistig-sittliche Bestreben zu dienen hat. Aus dieser Auffassung holt sein Humor seine ideellen Kräfte, mit denen er eine Geistigkeit befehdet, welche für sich, feindlich oder gleichgültig gegen jene Lebensidee, besteht.

Frauen. Kellers Unbeholfenheit vor Frauen ist weder bloße Tolpatschigkeit noch etwa Gleichgültigkeit; und auch seine kurze Gestalt und bürgerliche Unselbständigkeit verstärken nur seine Schüchternheit, rufen sie aber nicht eigentlich hervor. Seine seelische Anlage gibt selbst die günstigen Bedingungen dazu her. Die Liebeskräfte schlafen in ihm[2]), nie wagt er aus sich und seinem Schlaf ganz herauszutreten. Anstatt frisch zu erobern, zögert er unendlich. Mangelnde Initiative ruft nach Kompensation im Humor; so ist z. B. der Zauderer Zendelwald einer von Kellers reinen Toren, denen es der Herr im Schlafe gibt. Mit Recht weist Hitschmann im Zusammenhang mit der Passivität und dem mangelnden Selbstvertrauen[3]) in Kellers Erotik auf sein Fixiertsein an die Mutter hin; allerdings erschöpft sich der Sinn seiner Passivität darin nicht[4]). Vielmehr ist sie als ein Symptom individuell sittlicher und künstlerischer Strebungen auch ursprünglich geistig beinhaltet.

Keller mißtraut dem leidenschaftlichen Fühlen überhaupt, das ihm die klare humorvolle Lebensschau gefährdet. Leidenschaft ist für ihn das Chaos schlechthin. Sie lähmt und verwirrt sein Bedürfnis nach heller Bewußtheit. Er weicht ihr aus, er protestiert gegen sie, er sucht ihrer Umklammerung zu entrinnen[5]). Als der

---

[1]) Z. B. E 2, 110. U 2, 67. W. 3, 95ff.; 7, 266.

[2]) U 2, 319. W 4, 44.

[3]) E 2, 154. W 4, 290; 6, 160; 7, 412.

[4]) Hitschmann, Eduard; Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. 1919. — H. versucht, bestimmte Verhaltungsweisen Kellers und immer wiederkehrende Motive in seiner Dichtung aus affektiven kindlichen Erlebnissen abzuleiten. Sicherlich sind solche bei Keller von tiefer Nachhaltigkeit und schwingen vielfach in seinen Werken mit. Aber in seinen Gestalten und Motiven lediglich eine verkappte Regression auf unerledigte infantile Wunschkomplexe zu erblicken und ausschließlich von ihrer Erledigung die dominierende Stellung des Humors abhängig zu machen, bedeutet eine ungebührliche Verengung und Vereinseitigung reicher seelischer Zusammenhänge.

[5]) E 2, 212, 381. U 2, 488. W 7, 215, 224/25, 295.

Grüne Heinrich und Anna, die sich anfänglich wie Feuer und Wasser fliehen, eines Tages doch in Kuß und Umarmung sich finden, sehen sie sich fremd und erschreckt ins Gesicht; das „fast feindliche Fühlen des Körpers" hat sie aus dem Himmel gerissen[1]). Eine ähnliche Empfindung ruft in Heinrich der Anblick der nackten Judith hervor, vor der er, „von heißkaltem Schauer und Respekt durchrieselt", zurückweicht „wie ein Krebs"[2]). Der Grüne Heinrich, der rauhe Pankraz, der Rüchensteiner Dietegen sind vom Stamm der Schmoller, die sich vor der Liebe als einer Beraubung ihres eigenen freien Daseins fürchten[3]). Leidenschaft ist Keller nicht unbekannt, aber sie belastet ihn mit ihrem Gewicht. Die wenigen Schilderungen tiefer Liebesleidenschaft bei Keller enden mit Not, Tod, Entsagung. Oder er geißelt mit höhnischem Zorn die Unmännlichkeit, die ihre Begierden nicht bemeistert[4]). Der liebesverwirrte Pankraz „läuft Gefahr, ein Tollhäusler zu werden"[5]); erst der symbolische Sieg über die Bestie in der Wüste[6]) gibt ihm seine Vernunft und Klarheit zurück. Der Apotheker von Chamounix macht die verlogenen Leidenschaftsschilderungen der Zeit lächerlich. Gern spottet Keller über die „Aufgeregten"[7]). Heiße Sinnenglut wie im Gedicht „Waldliebe" ist bei Keller selten; und noch hier dämpft der humoristische Refrain die Kühnheit der Schilderung. Seine erotische Frühlyrik ist blaß; die ätherische Geliebte, zu der er in spiritueller Distanzliebe verharrt, stirbt früh, und der Verlassene findet sich über ihrem Grabe erstaunlich rasch ins Leben zurück. Über die bereits hier gezogene Grenze erotischen Ausdrucks geht Keller auch später nur ganz selten hinaus. Er verhüllt seine Empfindung, schwächt ihren Ausdruck ab, ja, er banalisiert sie lieber, als daß er sie jemals übersteigerte. Das Überhitzte, Überspitzte erscheint ihm absurd, es lächert ihn noch in Liebesdingen. In den Gedichten seiner Mannesjahre sieht mitunter lächelnde Verliebnis, ein traulich kosendes und herzlich-harmloses Gefühl hervor. Ausdruck hemmungsloser Liebesaufwallung ist nicht beabsichtigt. Ersprießlichkeit ist vor Kellers Gewissen die Beglaubigung der rechten Liebe, sei es im Sinne inneren Wachstums oder einer ordentlichen bürgerlichen Ehe. Vor der Frau empfindet er mit ritterlicher Ehrerbietung; sein Phlegma ist aus der Gesundheit, die den Abstand zwischen Mann und Frau nicht aufzuheben trachtet; er ist der Geliebten aus ganzem Herzen gut[8]). Ihm eignet die tiefe Verläßlichkeit des „Duckmäusers" im „Geisterseher". Unter der Gewalt einer echten Liebe wird der Schulmeister in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" aus „einem wahllos verliebten Zeisig" zu einem festen Mann, der eine „solide Manier" annimmt[9]). Dennoch bleibt Kellers Erotik zwiespältig zwischen Hunger und Entsagung. Dieser Herzenshunger wird liebevoll ausgelöst, spöttisch maskiert, entsagend gebilligt, lachend beschwichtigt, in Einsamkeit erstickt — aber gestillt wird er nicht. Seine Sehnsucht und das Leiden an seiner Schwerfälligkeit versteckt Keller hinter einem kratzbürstigen Wesen[10]). Er ist der „vorausbestimmte alte Junggeselle"[11]). Ein böses

[1]) W 1, 394/95. [2]) U 2, 83. [3]) W 5, 210/11. [4]) E 2, 142. W 1, 127, 220.
[5]) W 4, 50. [6]) W 4, 70. [7]) W 10, 21. E 2, 437, 487.
[8]) U 1, 340. W 1, 416. E 2, 142. „Neuere Gedichte". 1851. S. 204.
[9]) W 5, 164. [10]) W 1, 316; 3, 215; 4, 38.
[11]) H 6. E 2, 407, 488, 522; 3, 31, 65, 205. W 7, 267; 8, 262, 335, 339.

Eheweib ist die härteste Strafe, die unliebsamen Gesellen seiner grimmigen Laune zuerkannt wird[1]). Brieflich, aus der Ferne plaudert Keller gern zu hübschen jungen Frauen und teilt „onkelhafte Wohlgesinntheiten“[2]) aus. Eine Anzahl solcher wohlwollenden Bemerkungen hält sich frei von schnöder Ironie; mitunter jedoch sieht etwas von dem stillen Zorn der Entbehrung hindurch, daß die bittere Erde so süße Frauenbilder nicht hegt, wie die es sind, mit denen er im Geiste umgeht. Hier ist eine tragische Grenze des Humors. Auch das Ideal eines „liebefreien Verkehrs“[3]) zwischen einem weisen älteren Mann und einer klugen Frau bleibt ein unerfüllter Wunsch. Gerade die Unerfüllbarkeit läßt Keller an jener Idee hartnäckig festhalten. Kein Einwand kann ihn bestimmen, seinem neuen Grünen Heinrich den Schluß einer bürgerlich erfreulichen Ehe zu geben — „Brot, das sie heiß nicht fressen können“[4]), sagt der Alte nur davon.

Dem unbelehrbaren Phlegma vor der Wirklichkeit, an dem der begehrende Mann leidet, steht nun aber eine hochgesteigerte Phantasietätigkeit gegenüber. „In der Theorie hatte ich längst über Anna verfügt ... aber als die Praxis begann ...“[5]). Keller scheint die Erwiderung seiner Neigungen fast zu fürchten; seine Werbebriefe sind unverhüllte Warnungen, seine Werbungen anzunehmen[6]). In seinen Liebesbriefen „sieht dem bedrängten Menschen bereits der Humorist über die Schulter“[7]). Aber diese unrealisierbaren Verhältnisse, die Keller beinahe sucht, tragen die Eignung zu künstlerischer Gestaltung in sich; er liebt immer „ausgezeichnete Weiber“[8]); es sind schöne Gestalten mit heiter-frischem Wesen, die seinem Wunschbild von der Frau ganz nahekommen. Seine Dichtung ist nicht nur ein Notausgang, eine Ersatzbildung für nicht erreichbare Lebensgüter, sondern auch der Ausdruck seines Lebens, seiner Liebe; und damit vertieft sich auch der Sinn seines Humors: als Künstler kann er sich wie Landolt mit „den dauerhaften Rosen der Entsagung“[9]) trösten, und dieser Trost bedeutet ihm einen vollwertigen Ausgleich. Wo freilich Trost ist, ist auch Leiden. Der Mangel an einer menschlich „soliden Füllung“[10]), die Lys dem Grünen Heinrich anrät, das ist die „dunkle leere Stelle“[11]) im Genie. Keller vermeidet es, diese Stelle in seinem Wesen zu berühren. Einmal, als Storm auf den geheimen Zusammenhang zwischen seiner Resignation in der Liebe und seinen Schnurren anspielt, antwortet Keller mit einem Gegenangriff, indem er Storms eigene Novellen sonnig-traurig nennt[12]). Selbst den Tod, der bei ihm anklopft, hat der Dichter mitsamt den Schönen dieser Erde zum besten[13]).

Kellers künstlerischer Humor bedeutet einen Triumph über sein leidendes Ich auch insofern, als seine Wunschbilder von der Frau erdhafte Geschöpfe sind, die von den Herzensnöten ihres Schöpfers nichts wissen oder wenigstens ihnen doch nicht erliegen. Der immer wiederkehrende Ausdruck der weiblichen Persönlichkeiten in Kellers Dichtung ist eine gewinnende Schalkhaftigkeit[14]). Das unverbildete weibliche Wesen, die unverwüstliche weibliche Lebenslust behält über den

---

[1]) W 4 165, 310; 5, 180, 195. [2]) E 3, 77. [3]) H 335. [4]) E 3, 426.
[5]) U 1, 392. W. 5, 116; 7, 369. [6]) E 2, 138.
[7]) W. Huber: G. K. und die Frauen. 2. Aufl. 1919. S. 34.
[8]) E 2, 154. [9]) W 6, 239. [10]) U 2, 220. [11]) W 2, 225. [12]) E 3, 363/64.
[13]) W 10, 112. [14]) W 4, 17, 91/92, 120; 7, 421; 6, 410, 234.

unschlüssigen oder unruhigen Geist des Mannes die Oberhand. Wo er sich in Ab- und Umwege verrennt, findet der Mutterwitz einer Frau sogleich den schmalen Weg des Rechten. Lieblich verhüllt sie das Bewußtsein ihrer Überlegenheit in schelmischem Wesen. Aber bei aller Frohlaune und Offenheit ist sie durchaus nicht „lauter Honig", sondern es findet sich an ihr auch „ein bißchen Pfeffer und Salz"[1]). Es sind ganze Frauen, die Keller zeichnet — Evanaturen: sie fühlen viel zu ursprünglich, um in dem resoluten Verfolgen ihres Hauptzieles, den erwählten Mann zu gewinnen, irgendwie gehemmt zu sein[2]); dabei gehen sie aber zäh und lebensklug zu Werke, jede krankhaft übersteigerte Seelenhaftigkeit ist ihnen wesensfremd: sie sind wundervoll nüchtern. Den wunderlichen weiblichen Kontrastfiguren in Kellers Werk fehlt die goldene Schalkhaftigkeit; denn ihre Seele ist nicht hell und heiter. Hinter den geschwollenen, heuchlerischen Phrasen der Züs Bünzlin und der Kätter Ambach steht dieselbe anmaßliche Eitelkeit und Leere der Seele wie hinter dem unordentlich verliebten Gebaren der schönen Lydia und ihrer Unfähigkeit, ein liebendes Herz in seiner Aufrichtigkeit zu begreifen, so daß Pankraz entrüstet ausruft: „O, Fräulein, Sie sind ja der größte Esel, den ich je gesehen habe!"[3]). Herzlosigkeit ist der größte Vorwurf, den Keller einer Frau machen kann. Für diejenigen, die auf Kosten des weiblichen Gemütes nach geistigen Gütern streben, hat er nur versteckte Ironie oder offenen Hohn. Im Sinngedicht wird die Frage allseitig erörtert, inwieweit wahre Bildung notwendig und geeignet ist, das Gleichmaß zwischen geistiger Unabhängigkeit und sittlicher Gebundenheit in Liebesdingen hervorzubringen. Die Zöllnerin hat die Freiheit des Naturkindes, aber nicht die höhere Sitte: ihr genügt, auf der Brücke zu stehen und bewundert zu werden. Die Pfarrerstochter hat wohl die Sittsamkeit des behüteten Haustöchterchens, aber keine Geistesfreiheit. Salome ferner bleibt das „Kamel", da sie nichts in ihre Seele hineintut[4]), und es kommt zwischen ihr und ihrem Verlobten zu einem katastrophalen Gähnduett. Erst in Lucie trifft höherer sittlicher Anspruch mit intellektueller Regsamkeit zusammen; aber ihre geistige Streitbarkeit und Eigenbestimmung bleibt in den Grenzen ihres Geschlechts und hindert sie nicht, wie es bei Keller selbst der Fall ist, den normalen Weg der Ehe zu gehen.

Freunde. Schwärmerische Freundschaft ist Keller fremd. Das breitbeinige Dasitzen am Trinktisch und der biedere Schwatz gehört zu seiner Individualität. Im engen Freundeskreis entfaltet er eine liebenswerte und überquellend heitre Zutunlichkeit. Seine weinselige Ausgelassenheit erreicht zuweilen kühne Gipfel; wegen seiner Neigung zu tollen Streichen bildet sich fast noch zu seinen Lebzeiten eine ganze Anekdotensammlung um seine Person. Allerdings handeln diese Anekdoten nicht nur von seinen übermütigen Einfällen, sondern auch von seiner knorrigen Eigenart, die sich, unter Mißachtung jeglicher Konvention, vor allem gegen „Aufgeblasenheit und Sichmausigmachen"[5]) kehrt; in seinem persönlichen Umgang beschränkt Keller sich auf einfach und gerade fühlende Personen. Wem es an Mut oder Bescheidenheit fehlt, zu sein, wer er ist, den hält er sich vom Leibe. Selbst

---

[1]) W 7, 228. [2]) W 2, 42; 5, 198/99; 7, 396, 401; 10, 80. [3]) W 4, 60.
[4]) W 7, 46. [5]) E 3, 393.

aus dem Herzen kommende Überschwenglichkeit verträgt er schlecht; er wird ungemütlich, wenn man an der Maske zupft, hinter der er sein Gefühl gewohnheitsgemäß versteckt. Als ihn Auerbach, der zu Besuch kommt, stürmisch umarmen will, weist Keller ihn barsch ab: „Da! hocken Sie sich mal nieder; die Suppe ist reif!“[1]). Oft geht seine Sprödigkeit in offenkundiges Mißtrauen und feindseliges Betragen über; Besucher oder Ansprachen Fremder im Wirtshaus fertigt er als Belästigungen übertrieben kurz ab. Besonders in größerer Gesellschaft reagiert er mit phlegmatischer Einsilbigkeit oder jähem Aufbrausen[2]). Die stumme Verbissenheit, von Ausbrüchen eines dämonischen Zornes zerrissen, die Wirtshausräusche und nächtlichen Prügeleien, wenn er urplötzlich auf den Tisch schlägt oder, gänzlich humorlos, harmlose Leute beim Rockkragen zur Tür hinauswirft — solche Explosionen treffen Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied. Die Maßlosigkeit der Äußerung entspricht einer solchen im Innern, zum äußeren Anlaß steht sie in keinem erkennbaren Verhältnis; dieser ist mehr oder weniger nur der zufällige Funke am aufgehäuften Zündstoff. Auch die schweren Erlebnisse sozialer Bedrängnis, die seine Reizbarkeit verstärkt haben, erklären Kellers gelegentliche Ausfälle, die seiner Toleranzidee so heftig widersprechen, nicht zur Genüge. Gibt es doch Charaktere, die erlittene Not zur Ausgeglichenheit erzieht, zu einer „unverwüstlichen ruhigen Freundlichkeit“[3]), z. B. den Grünen Heinrich[4]) oder Pankraz. Vergebens erstrebt Keller ein Gleichmaß seines Wesens, er vermag es nur in Herbheit zu konservieren „wie ein Stück Schöpsenfleisch in scharfem Essig“[5]). Zum Teil hängen Kellers Raufstimmungen mit seinen mut- und hoffnungslosen Verliebtheiten zusammen, er verkehrt dann „am liebsten mit Männern, um sich an ihrer Härte zu stärken“[6]). Der Grüne Heinrich ist den Mädchen gegenüber „ein stiller und blöder Fernesteher“, unter den jungen Männern aber „ein lauter Tonangeber“, der mit den „tanzkundigen Feintuern und Weichlingen“ Händel sucht[7]). In diesem Treiben kündigt sich der alte Junggeselle an, der aus Mangel an behaglicher Häuslichkeit „ein eingewurzelter Wirtshausteufel“[8]) wird. Nicht so sehr aus Mangel an guter Gesellschaft ist Keller immer von Isolierung bedroht, sondern in Wahrheit aus Liebe zur Einsamkeit. Einsam streift schon der Knabe durch die Natur; der Jüngling ist ein der „Einsamkeit getrauter Kopf“, den es „erhaben dünkt, allein, ohne Freund, durchs Dasein zu wandeln“[9]). Der erst Vierzigjährige verzichtet bereits „auf das konkrete Lebenswesen und seine Schattenjagd“[10]). Im Alter ist Keller so einsam wie in früher Jugend. Die geliebte Einsamkeit ist aber zugleich voller „Qual, die glühende Gedankenfülle unterdrücken und verschlucken zu müssen“[11]). Demgegenüber bedeutet der „fidele Unsinn“ nur eine Betäubung[12]), einen „Verrat am Geist“[13]). Nun wäre der Schluß verfehlt, daß sich in dem jähen und humorlosen Übergang von harmloser Laune zum Zorn, in dem Ausbruch des heimlich Vulkanischen der allein echte Keller offenbare; daß demgegenüber die gerecht abwägende Bedächtigkeit seines humorvollen Urteilens nur eine Geste der

[1]) A. Vögtlin, G. Keller-Anekdoten. S. 71. [2]) Besonders kraß: E 1, 378.
[3]) W 4, 72. [4]) U 2, 317/18. [5]) W 4, 26. [6]) E 2, 143. [7]) U 1, 200/1.
[8]) Briefwechsel G. Keller-J. V. Widmann. Hrsg. von M. Widmann. 1922. S. 54.
[9]) E 2, 4/5. [10]) E 2, 512. [11]) E 2, 7. [12]) E 2, 60. [13]) E 2, 105/06.

Verstellung darstelle. In Kellers freundschaftlicher Zutraulichkeit, in seinen drolligen oder behäbigen Stunden wirken sich ebenso wesentliche Anlagen aus, wie in den Stimmungen der Schroffheit und rauschhaften Entladung, die auf ungestillte Bedürfnisse einer einsamen Seele schließen lassen. Über diese trägt seine immer neue Menschenliebe im Humor den Sieg davon.

Der Volksmann.

Landschaft. Die Bodenständigkeit gibt Kellers Wesen die Konsistenz, das Gewachsensein, und seinem Humor die pflanzliche Gelassenheit und Fülle; sie sichert ihn vor krankhafter Geistigkeit. Sie gehört demselben Lebensgesetz in Keller an, das ihn zu seiner Verehrung für Weib- und Muttertum als das Prinzip der unbeirrbaren Naturgemäßheit und Fruchtbarkeit bestimmt und ihm den Umgang mit Menschen verleidet, die der natürlichen Einfachheit ermangeln. Insofern ist sein Humor ein kraftvoller Protest gegen ruhelose Zivilisationsbestrebung, welche den Menschen mit Entnervung und dem Verlust lebenswichtiger Triebkraft bedroht. In den Adern seiner Eltern fließt bäuerliches Blut. Die „mitgebrachte, künstliche Krankhaftigkeit" des Grünen Heinrich „verkriecht sich vor der einfachen Gesundheit der ländlichen Luft"[1]). Stubenhockerei und innere Unredlichkeit gehen für Keller oft Hand in Hand. Seine Liebesleute wandern gern gemeinsam über Land; im freien Feld, im sommergrünen Wald feiern sie den Herzensbund und die Hochzeit unter Bäumen. Anfangs ist es eine Flucht vor der Häßlichkeit der Menschenwelt, was den jungen Keller zur Mutter Natur treibt[2]). Die Menschen zerstören den Einklang von Natur und Seele[3]), pantheistisch taucht der junge Dichter in das große Weben hinein. Mehr und mehr aber tritt Keller der Natur selbstbewußt und tätig gegenüber[4]). Er verliert sich nicht in wollüstiger Auflösung an sie, sondern die Stumme erlösend findet er reichsten Dank: sie wird ihm zu einer unversieglichen vitalen Kraftquelle. Sie vertieft ihn persönlich, sie stählt seine Selbstbesinnung. Der Schulmeister Wilhelm in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" rettet sich aus der Verwicklung in einen bedenklichen Ehehandel in bäuerliche Umgebung und gewinnt dort in rüstigem Schaffen innere Ruhe und Festigkeit. Keller steht der Natur gegenüber ähnlich wie als Mann der Frau, wie Ich dem Du; trotz innigstem Wechseltausch steht Individualität gegen Individualität. Es ist daher auch eine ganz bestimmte Landschaft, mit der Keller lebt. Die elegische märkische Landschaft, die norddeutsche Tiefebene, wo Blick und Stimme in mattsonnige oder regenfeuchte Weiten verschwimmen, wirkt schwächend auf seinen Geist[5]). In den Bergen ist Wand und Grenze, Blick und Stimme müssen haften; die diamantene Klarheit der Atmosphäre duldet keinen lyrischen Empfindungsdunst. In der Jugend schildert Keller die wilde Gebirgslandschaft häufig. Später wendet er sich von dem „unruhigen und ungefügen Zickzack" dem ruhigen Tal der Limmat[6]), dem friedlichen Hügelland bei Zürich zu. Er sucht die „maßvolle Einheit"[7]) in der Landschaft. Die Dinge, von denen er erzählt, gehen auch meist

[1]) U 1, 365. [2]) Vgl. „Eine Nacht auf dem Uto". B 1, 81. [3]) Z. B. W 9, 52.
[4]) W 1, 135. [5]) E 2, 319. [6]) B 1, 80. [7]) W 6, 29.

bei schönem Wetter vor sich. Sein Revier bleibt das warme Tal mit seinen sorglosen und harmlos geschäftigen Bewohnern, der stille Wald, sattgrüne Wiesen, sanft gewelltes, sauber abgeteiltes Ackerland — alles in schönste Sommersonne getaucht. Kellers Beschränkung auf die idyllische Landschaft, die den Menschen kampflos ernährt, entspringt dem versöhnlichen und beschaulichen Grundzug seiner humoristischen Wesensrichtung.

Stammestum. Es gibt kaum ein Volk, das soviel Ursprünglichkeit mit einer durch alle Schichten so gleichmäßig verbreiteten Bildung verbindet wie die Schweizer. „Geistige Abenteuer sind" freilich „nicht von ihm zu erwarten"[1]; es hat weder Philosophen noch große Tonkünstler hervorgebracht; einen Sturm und Drang hat es ebensowenig erlebt[2] wie die lyrische Innigkeit einer vollen Romantik. Zum Schweizer Grundwesen gehört außer einer „schranken- und vorurteilslosen Freude am Wirklichen"[3] auch eine pädagogisch-sittliche Neigung. Die Schriften Muralts, Hallers, Rousseaus, Gotthelfs, auch Kellers haben etwas Taciteisches. In Kellers persönlicher Charakteranlage verwirklicht sich die nationale: kühle Sachlichkeit, klarer Tatsachensinn bei starkem Hang zur ethischen Kontrolle seiner selbst und seiner Mitmenschen. Die herbe Nüchternheit, die er von der Mutter hat, ist noch in der Erotik schweizerisch: in Kellers Werk findet sich nicht Eine Lüsternheit. In dem Lob, das er der unverbildeten und kernigen Art der Landsleute zollt, liegt etwas von der tiefen Dankbarkeit gegen die gemeinsame Mutter, die Heimat, von der ihm ein dauerhaftes Kapital an Lebensfrische überkommen ist. Der in geistiger und sozialer Hinsicht aristokratische Exklusive, für den die Masse nichts ist, steht dem Humor fern wie der primitive Naturmensch, der selbst noch Masse ist; vielmehr geht der Humor aus der Fühlweise der Volkspersönlichkeit hervor. Keller hebt in seiner Gotthelf-Kritik selbst den Zusammenhang von Humor und Volkstum hervor[4]. In der kleinen Schweiz zumal gibt es noch wahre Volksgemeinschaft; die Blutwärme ist es, die Kellers Humor von dem frostigen und gesuchten Witz der Jungdeutschen unterscheidet. Wie Kellers Eltern haben hier die Städter auf dem Lande, die Bauern in der Stadt vielfach ihre Verwandtschaft. Die gute Gesellschaft „verbreitet sich durch alle Stände"[5]. Die strotzende Physis bestimmt Keller, mit jener Ausschließlichkeit, von der oben die Rede war, nur das Gesunde, Gerade und Schöne gelten zu lassen. Von hierher stammt auch seine Familienanhänglichkeit sowie die behagliche Teilnahme an Volks- und Kinderfesten unter freiem Himmel[6], die er steifen Gesellschaften im Salon vorzieht. Leute, die überall und nirgends zu Hause sind, brandmarkt er als Parasiten[7]. Allerdings ist Kellers schweiztümlicher Humor für ihn persönlich auch ein Palliativ gegen skeptisch destruktive oder sentimentale Strebungen. Durch seine Verehrung für den gesunden Kern des Volkes sieht manchmal etwas von der romantischen und jungdeutschen Auffassung hindurch, die in ihm einen

---

[1]) Josef Nadler: Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. 1922. S. 69.
[2]) H. Schorf: Sturm und Drang in der deutschen Schweiz. Phil. Diss. Zürich 1914.
[3]) O. F. Walzel, Die Wirklichkeitsfreude in der neueren Schweizer Dichtung. 1908. S. 9.
[4]) Vgl. auch E 3, 449. [5]) N 106. [6]) E 2, 420/21. W 6, 253, 329/31.
[7]) W 4, 222; 2, 162; 5, 78; 6, 128; 7, 158; 8, 80. N 47.

Jungbrunnen sehen, in dem sie sich von ihrer krankhaften Sucht nach persönlicher Steigerung gesund baden möchten. Bei seinem romantischen Hang zur Selbstbeschauung hat auch für Keller der enge, zeitgemäße Anschluß an das Volkstum eine ähnliche Bedeutung:

> Schönste Ros, ob jede mir verblich,
> duftest noch an meinem öden Strand[1]),

sagt er von der Heimat. Vor der tragischen Selbstbezweiflung, dem Schlemihlschen Schicksal des Entwurzelten ist Keller durch die freudig bekannte Liebe zur Heimat geschützt. Kellers Stammesbewußtsein ist nicht ohne inneren Widerspruch, aber es ist ein schöpferischer Widerspruch, durch den er die Physiognomie der Schweizer Seele gestalten hilft. Wenn Keller zweimal für mehrere Jahre in die Fremde geht, so flieht er außer seiner engen Häuslichkeit auch die Heimat[2]). Auch Pankraz reißt sich von den Seldwylern los, die „in ihrem warmen Tale nicht geraten"[3]). So sehr Keller Gotthelfs Bodenständigkeit und unverfälschten Realismus rühmt, in einem wichtigen Punkt rückt er von ihm ab: Gotthelf eifert gegen die Sittenverderbnis des Volkes durch das Eindringen fremden Einflusses; Keller hingegen erkennt als die eigentliche Gefahr, die seine Landsleute bedroht, ihre Gemütlichkeit, die sich gegen den freien Luftzug von draußen abschließt, ihre Seßhaftigkeit und Schwerfälligkeit. Keller hat die humanere Lebensanschauung, der schulmeisterliche Zorn in Gotthelfs Humor ist bei ihm in ein freies Lächeln aufgelöst. Ohne Angst gibt er sich an die große deutsche Kultur hin, die nach Lebensgefühl und Weltanschauung zur Entfaltung seines spezifisch deutschen Humors beiträgt. Kellers Humor verfügt über eine Reich- und Machtweite des Geistes, die nicht innerhalb der heimischen Grenzpfähle zu erlangen war.

Staat. Kellers persönlich humoristische Anlage, die mehr dazu gemacht ist, Welt und Mensch mit Geistesfülle und Überlegenheit zu betrachten als sie sich in ungestümem Antrieb zu unterwerfen, ist auch durch die politische Stammestradition bedingt. Die Schweiz hat keinen großen Eroberer hervorgebracht. Auch Tell tritt nach vollbrachter Tat in die Reihen der Landsleute zurück[4]). Keller hält die einfachen Schweizer Verhältnisse, die die Lösung der politischen Wirren erleichtern, die aber eine bescheidene Rolle auf dem großen Welttheater erheischen, für ein Glück[5]). So muß „Ironie die Grundstimmung eines Volkes werden, das durch Erklärung seiner politischen Neutralität sich selber ein für allemal die Möglichkeit nahm, äußerlich eine Rolle zu spielen"[6]). Die Schweiz hat nach Keller alle Kräfte für friedliche Kulturarbeit frei[7]), je stiller sie sich auf politischem Gebiet verhält, um so rühriger darf sie dort sein. In Stamm- und Zeitverbundenheit verwirft er die Absonderung des einzelnen vom allgemeinen Leben der Gegenwart. Der Staat ist es, der dem Grünen Heinrich anbefiehlt, seinen egoistischen Irrträumen den Rücken zu kehren: er sieht die auswandernde Judith zum letzten Male vom Exer-

---

[1]) W 9, 199. [2]) E 3, 69/70. [3]) W 4, 8/11.
[4]) H. Schorf a. a. O. S. 286. [5]) E 2, 170. N 175.
[6]) K. Falke: G. Kellers nationale Sendung. Der Lesezirkel. Zürich. 1918. H. 10.
[7]) W 9, 208.

zierplatz aus: „Im gleichen Augenblicke kommandierte unser Tyrann „Kehrt Euch“ und führte uns wie ein Besessener im Geschwindschritte ganz an das entgegengesetzte Ende des weiten Platzes“[1]). Über der Teilnahme an den öffentlichen Dingen wird Keller zum Dichter. Er stellt sich dahin,

wo das Herz schlägt,
auf der Menschheit frohe Linke,
auf des Frühlings große Seite[2])!

Kellers freisinniger Fortschrittsglaube[3]) ist die tragende Idee seines politischen Humors. In der Schweiz ist eher eine allgemeine Verflachung als die erdrückende Größe eines Vereinzelten möglich. Nach Kellers Überzeugung hat die Stunde der Machthaber, auch der großen und genialen, geschlagen[4]). Sein Bürgertum ist republikanisch; der Einzelne ist nicht Meister der Mehrheit, sondern ihr „Kind und Eigentum“[5]). Immer mehr klärt sich sein erster politischer Eifer zu einer milden und klaren Festigkeit ab[6]). Das Radikale von links wie von rechts ist ihm verdächtig, mit grobem Hohn fährt er den Wortführern übers Maul[7]). Ironisch betrachtet er die zahlreichen, großtuerischen Verfassungsänderungen der Seldwyler[8]), die sich über ihrer Kannegießerei nicht zu redlicher Arbeit aufraffen. Auch im politischen Leben muß sich alles organisch auswachsen und darf nicht künstlich herbeigezerrt werden. Der späteren Entwicklung vom liberalen Bürgertum zur Demokratie steht er ablehnend gegenüber. Aus dem Lobredner wird schließlich ein scharfer Richter des Volkes[9]). Die tiefe Sorge um den sittlichen Niedergang der verwandelten Welt, den der Alte um sich sieht, zernagt seine humoristische Gelassenheit. Mit bitterer Satire stellt er dar, wie die Lumpenbrüder Weidelich in gesinnungsloser Schläue die politischen Parteien unter sich auswürfeln[10]).

Beruf. Kellers Vater bezahlt den Versuch, die Bedürfnisse nach persönlicher Durchbildung und öffentlicher Tätigkeit nebeneinander her zu befriedigen, mit einem frühzeitigen Tode. Auch für Keller hängt Wohlbefinden und Erfülltheit von der Lösung beider Aufgaben ab. Aber er hat die größere Weisheit im Haushalt seiner Kräfte, in seinem Leben wechseln Perioden strenger Pflichterfüllung und sorglos festlichen oder auch grüblerischen Schlendrians miteinander ab. Sein Humor verhütet die absolute Kollision von beruflichem und künstlerischem Gewissen; jenes ist so stark, daß die künstlerische Produktivität kein volles sittliches Genüge gewährt, und dieses ist so stark, daß es auch eine 15jährige Amtszeit nicht erstickt.

Für Keller ist der bürgerliche Beruf kein äußerer Notbehelf nur oder notwendiges Übel. Seine Staatsschreibertätigkeit ist auch ein vollgültiger Ausdruck seiner Seele. Er gibt sich ihr, die seine ganze Zeit und Kraft erfordert, mit Haut und Haaren hin, ohne zu wissen, ob er den Poeten, den er aufgibt, jemals wiedergewinnt. Die Zugehörigkeit zum praktisch-materiellen Geist des 19. Jahrhunderts bestärkt Kellers Mannesglauben, daß man durch beherztes Zufassen in der Welt die harte Problematik zwischen Individuum und Gemeinschaft eher überwinde, als wenn

[1]) U 2, 109. [2]) W 9, 45. [3]) W 4, 185; 5, 182. [4]) W 10, 61/62.
[5]) W 3, 247/48. [6]) E 2, 158. [7]) B 1, 432, 460. E 2, 168. W 8, 166/67; 10, 26.
[8]) W 4, 9. [9]) Vgl. z. B. U 1, 460 mit W 1, 359. [10]) W 8, 135/36.

man sie in haltlosem Schmerz durchwühlt oder sie blasiert vertuscht. Sich selbst entsagen ist Mannes- und Menschenlos, man soll seinen Platz nach Vermögen ausfüllen, und sei es im kleinsten Amt. So kommt es, daß die bürgerlich-weltliche Brauchbarkeit Keller trotz geistiger Opfer nicht aushöhlt; sie lähmt seine seelischen Kräfte nicht, sondern erhält und reift sie aus. Lissauer nennt Keller ein „bürgerliches Genie“[1]). Seine Jugend ist freilich in der Berufsfrage noch unentschieden und sein Alter von Zweifeln heimgesucht. Lange Jahre meidet er, ganz Romantiker, die Fronarbeit bürgerlichen Berufes; er sieht auf die „unerträgliche Emsigkeit der Philister“[2]) herab, spottet über die „soliden Erwerbsmänner“, über die „Schnellbleiche“[3]) der gutsituierten Herren. Wenn er 1848 schreibt: „Wehe dem, der nicht mitarbeitet“[4]), so denkt er noch immer mehr an die gefühlsmäßige als die praktische Anteilnahme. Nur langsam „erwacht“ auch bei ihm erst das volle „bürgerliche Bewußtsein“[5]). Sein äußerer Müßiggang ist nicht ohne schlechtes Gewissen[6]). Bürgerliche Arbeit wird zur Gewissensfrage[7]). Viele „Helden“ bei Keller finden kein Genüge in einem reellen Beruf und kommen erst, nachdem sie mit ihren unbürgerlichen Instinkten gescheitert sind, zur Besinnung und ruhigen Tätigkeit. Bedeutsam für die humoristische Behandlung dieser Naturen ist sowohl ihre Selbstsucht als auch deren Schiffbruch. John Kabys, der sein Glück ohne viel Mühe und Arbeit schmieden möchte, schlägt sich dabei selbst kräftig auf die Finger. Auch der junge Herr Jacques muß lernen, daß nur der wahre Originalität besitzt, der sie in der Gemeinschaft bewahrt und erweist. Keller stellt die unreinen Motive eingebildeter Größe bloß, wie er den Redlichen in seiner bescheidenen Mühe ermutigt, der „keinen Augenblick durch Unschlüssigkeit oder Träumerei verliert“[8]). Kellers Berufsauffassung ist auch durch seine soziale Herkunft bestimmt. Er wächst unter kleinen Leuten auf, die mühsam ihr Dasein fristen. Sein bescheidenes Gemeinschaftsideal ist „eine kleine Kolonie von halblustigen Gutbestehenden“[9]). Nach seiner Überzeugung verleiht nur mäßiger Besitz Unabhängigkeit und Zufriedenheit.

Keller aber ist immer mehr, als er vorgibt zu sein, und seinem kleinbürgerlichen Genügsamkeitsideal widersprechen in seinem Wesen künstlerische und geistige Tendenzen. Die nimmermüde Liebe der Mutter, die ihm in der Jugend ein langsames Auswachsen seines Innern erst ermöglicht, verbunden mit der Beschaulichkeit seines Charakters, die dieser Liebe bedürftig entgegenkommt, ruft einen Zwiespalt zwischen dem Recht seiner Natur und dem der Wirklichkeit hervor, aus dem, wie im Urheinrich, nur tragischer Untergang möglich ist. In Kellers späterem Werk behält die Welt auf eine untragische, eben humoristische Art Recht über die Einzelperson. Mit Behagen verweilt Keller bei jenen betulichen, etwas trägen Männern, die den Weg zu fester bescheidener Tüchtigkeit erst mühsam finden müssen. Gerade in dieser Umständlichkeit wird ihr menschlicher Wert offenbar. Daß Keller ihnen durch das Geschick etliche Nasenstüber zuteil werden läßt, ist

[1]) G. K., der Volksmann. Lpz. Tgbl. 15. 7. 1915.
[2]) E 2, 103. [3]) E 2, 364. [4]) E 2, 169. [5]) B 2, 522.
[6]) E 2, 62, 159, 520; 3, 152, 297.
[7]) W 4, 28. [8]) U 2, 347. [9]) W 5, 179.

Selbstgericht, aber dies schließt das unverkennbare Wohlwollen nicht aus, das er für sie hat. Ihrer grundehrlichen Langsamkeit steht jene Ehrbarkeit der Kammmacher gegenüber, die aus kraß egoistischer Berechnung immer „verträglich wie drei Bleistifte“[1]) sind. Nicht das Gewissen spornt sie, sondern Hohlheit und Egoismus. Hier gibt Keller die Karikatur, die Vernüchterung und autistische Verengung des Weltsinnes, wie er ihn meint. Im Grunde ist seine jahrelange Untätigkeit, die die Mutter in Not bringt, nicht nur Läßlichkeit und faule Bummelei, sondern Notwendigkeit, „ein Warten auf geistige Gewittertage“[2]). Während des Amtes dann schnappt er oft nach der gehabten Muße zurück; und bezeichnend ist es, daß Eingang und Schlußpunkt seiner Berufszeit ein „Exzeß“ ist[3]). Er bezeugt für die Männer, die für das Gemeinwohl arbeiten, ohne auf Lohn und Ehre zu denken, die höchste Achtung. Aber er nennt doch auch die „Arbeit im Dunkeln, unbekannt bleibend, geringe Dinge verrichtend: Resignation“[4]). Eben diese Entsagung, von innerer Tüchtigkeit gefordert, ist der geistige Vorbehalt, den Keller angesichts der praktischen Forderungen der Zeit tut. Die ordinäre Verschmitztheit Wohlwends kann er nur aus dem „Mangel an Bedürfnis“ ableiten, „sich mit sich selbst auseinanderzusetzen“, aus der Fähigkeit, „sich gleich einer Qualle selbst aufzuheben“[5]). Wo Selbstbesinnung fehlt und „das Heimweh nach Büchern“[6]), wo über dem Weltdienst die Geistperson verlorengeht, macht weltliche Tätigkeit unfrei und gemein. Der alte Keller sieht das bürgerliche Erwerbsleben rings um sich zu einer schamlosen Gewinnsucht entartet. Zwischen ihr und ihm ist der Widerspruch absolut geworden — kein Humor kann ihn überbrücken. Er hält an den Traditionen einer zur Selbstbeschauung neigenden Vergangenheit bis zu einem gewissen Grade fest; er bleibt ein Sohn dieser vergangenen, sinnenden und träumenden Zeit: vom Grünen Heinrich an, der vergeblich mit der Wirklichkeit kämpft, über Jucundus bis zum Salander zeigen Kellers Menschen ein Bedürfnis nach Einkehr bei sich selbst, das sie den Anforderungen der praktischen Welt mehr oder weniger entfremdet; besonders Salander ist seinen Geschäftsgegnern gegenüber von einer empörenden, idealen Leichtgläubigkeit. Die Kritik, die Keller an dem modernen politischen und wirtschaftlichen Leben übt, ist zugleich eine Warnung vor gefährlichen Möglichkeiten der Zukunft, allerdings ohne die rettenden und erneuernden Kräfte anzugeben. Diesen Alterspessimismus vermag kein Humor aufzulösen.

Bürgertum. Immer ist Keller bereit, die kleinen Schwächen des braven Bürgertums im gleichen Augenblick, wo er sie bemängelt, auch wieder zu entschuldigen. Er sieht in ihm den Kern des Volkes und ist ihm von früh auf nahe; in dem hohen, schmalen Haus seiner Mutter, in einer engen Züricher Gasse summt es tagaus tagein wie in einem Bienenhaus; denn es steckt vom Keller bis zum Dach voll von Mietern. Hier, auf den halberhellten Stiegen des alten Hauses, in schummrigen Winkeln und Ecken, in den Gesellenstuben, auf dem sonnenarmen Höfchen und der dämmrigen Gasse, im Zusammenleben mit den originellsten Figuren des arbeitenden Volkes erlebt der Knabe die entscheidenden Menscheneindrücke.

[1]) W 4, 218. [2]) E 2, 120. [3]) E 1, 441. [4]) B 2, 524. [5]) W 8, 84.
[6]) W 8, 340.

Immer wieder kehrt er später in seinem Werk in die heimatliche, von Alltagspflichten eng umstellte Bürgerwelt zurück. Bei schlichten Volksgenossen fühlt er sich heimisch, bei ehrsamen Handwerkern, die auf dem Schusterschemel, an der Drehbank, vorm Hobeltisch werktags ebenso ihren Mann stehen wie am Feiertag beim Bechern. An derben Kraftwörtern, an volkhafter Unverblümtheit der Ausdrucksweise läßt es Keller nicht fehlen[1]). Die Haltung des selbstbewußten Volksmannes, des Bürgers, gibt Kellers Humor das Stämmige und Urwüchsige. In der Gotthelf-Kritik zieht er Richtlinien für seine eigene Menschendarstellung: „Es handelte sich nicht darum, einen brillanten Charakter zu wählen, welcher ... Heldentugenden entfaltet, sondern einen ganz gewöhnlichen Menschen ... gesund und kräftig an Leib und Seele, ... nicht große geniale Taten, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und die unbedingteste Ehrlichkeit“[2]). Dem „ungezeichneten Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation“[3]) gilt Kellers Liebe. Es kommt öfter vor, daß er den einfachen Mann des Volkes mit vornehmen Herren zu deren Ungunsten kontrastiert, am weitaus schärfsten auf der Hochzeit der armen Baronin[4]). In der großen Gesellschaft fühlt Keller sich nie recht wohl. Wie Vögtlin erzählt, treibt er einmal in einem Wutanfall im Vorraum der Varnhagenschen Wohnung sämtliche Zylinder, die dort von den Gästen auf Stühlen abgestellt sind, mit seinem Knotenstock ein[5]). Sein störrisches Wesen mag sich der Konvention nicht fügen. Zuweilen erweicht es sich zu gutgelauntem Spott über die „hübschen Damen, die fleißig waren im schönen Dasitzen“[6]), oder über die galanten Herren mit den feinen Visitenkarten, die Anna, die Geliebte Heinrich Lees, abblitzen läßt. Die kleine Denise, die über ihren Stand hinaus wollte, wird zur Strafe ein gedrücktes Hausfrauchen, „so ein bescheidenes aufgewärmtes Sauerkräutchen“[7]). Die streberhaften Weidelich-Jünglinge, die sich zu gut dünken, „Volk zu sein“[8]), enden im Gefängnis. Auch der mißglückte Parvenu John Kabys ist vom gleichen Stamm. Gegen kalte Streber, die moralisch Musterhaften wird Kellers Hohn unversöhnlich; erbarmungslos verfährt sein Humor mit den Kammachern. Diese betreiben mit Fleiß und einer „blutlosen Gerechtigkeit“[9]) ihr Handwerk, aber es ist keine Liebe und keine Freude dabei, und jede Hantierung ist ihnen recht, wenn sie nur Nutzen und keine Fährlichkeit bringt; hierfür plagen und ducken sie sich, ohne zu murren. Es ist eine „Mischung von heroischer Ausdauer und schnöder Herzlosigkeit“[10]), mit der sie sich gegenseitig aus dem Bett, das sie miteinander teilen, und aus dem Haus „hinauszudulden“[11]) suchen. Die feinen Linien, die vom „braven“ Bürgertum zur Philistrosität hinüberführen, sieht Keller wohl. Hansli Gyr erträgt die Anfeindungen wegen seines tugendhaften Lebenswandels „nicht ohne einen Anhauch von Selbstgerechtigkeit“[12]); eine schöne Italienerin freilich, die sich seiner annimmt, belehrt ihn darüber, daß auch er gegen Anfechtungen nicht gefeit ist. Gern stattet Keller seine bürgerlichen Tugendhelden mit Zügen

[1]) W 1, 371, 355/56; 4, 97, 140; 5, 109, 142/43; 7, 189. E 3, 350.
[2]) N 102. [3]) W 6, 316. [4]) W 7, 171.
[5]) G. Keller-Anekdoten. 2. Aufl. 1919. S. 61.
[6]) E 2, 446. [7]) W 7, 281. [8]) W 8, 9. [9]) W 4, 215.
[10]) W 4, 223. [11]) W 4, 227. [12]) W 6, 393/94.

peinlicher Ordnungsliebe aus, an der sie auch unter ungewöhnlichen Verhältnissen festhalten[1]); aber seine leise Ironie ist von Wohlwollen durchleuchtet. Im Vertrauen auf die Einheit ihrer weltlichen Tüchtigkeit und inneren Gediegenheit erreicht Kellers bürgerlicher Humor mitunter die spannungslose Höhe homerischer Heiterkeit und Simplizität.

Der Denker.

Wissen und Gewissen. Kellers Gefühlsleben ist von einem stark sittlich betonten Bedürfnis nach Bewußtheit bestimmt. In dieser werden seine inneren Kräfte frei; er zerfasert nicht, aber er verläßt sich auch nicht auf dumpfe Antriebe. Sein Humor pendelt zwischen flutender Empfindung und intellektueller Zucht nicht haltlos hin und her, sondern stellt ein eigentümliches Zugleich beider dar. Das bloß Gewußte, das nicht zur persönlichen Wesensentfaltung beiträgt, das nicht zur ethischen Anwendung gelangt, genügt Keller nicht. Von den eleganten Denkübungen des Schulmeisterlein und von dem sich humoristisch gebenden Geschwafel des Kaplans ist der Grüne Heinrich mehr amüsiert als überzeugt und gefördert. Umgekehrt ist Keller von dem Unbegriffenen, dem ziellos im Gefühl Schwebenden gehemmt, gestört, belästigt; es wird nicht sein Eigen, es bleibt Fremdkörper: „was ich nicht einsehe, kann mir niemals wünschbar sein“[2]). Das hellseherische Wesen der kranken Anna ist dem Grünen Heinrich „fremd und nicht willkommen“[3]); beim Schlafengehen nimmt er, um vor dem Geisterauge der Geliebten zu bestehen, zwar eine gewählte und ideale Stellung ein, doch als er morgens erwacht, macht er die trivialste und lächerlichste Figur von der Welt. Das pathetisch Mystagogische ist Kellers geradem, klarem Sinn zuwider[4]). Im „Geisterseher“ ironisiert er die Vorstellung „unvergänglicher, mystischer Seelensubstanzen“[5]). Und noch die großartige Darstellung von der Himmelsreise des Theophilus und der Dorothea[6]) ist von schalkhaften Lichtern durchspielt. Immer mehr bei zunehmender Reife entwickelt sich Kellers Denken von der weltabgeschiedenen Versenkung in die Geheimnisse des Daseins zur klaren Erkenntnis dessen, „was wirklich besteht“[7]); das Sehnen nach dem Niegesehenen, nach einer unbegriffenen Ewigkeit ist „Feldflüchtigkeit“[8]). Das Schwergewicht seiner Gedanken verschiebt sich vom anfänglich Metaphysischen immer ausschließlicher ins Ethische. Er weiß sich darin durchaus als Sohn seiner Zeit. Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der weltlichen Arbeit:

> Vorüber sind die halbbewußten Tage
> unsichern Werdens und dämonschen Ringens ...
> Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
> doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht[9])!

Lebendiges Wissen muß für Keller irgendwie Gewissen werden, in es eingehen, es klären, muß zu inneren Entschlüssen reifen. Wissen erzeugt Humanität. Eben

---

[1]) W 4, 22; 5, 324; 8, 47. [2]) E 2, 114. [3]) W 2, 44.
[4]) „Frühling 1853“ in den neueren Gedichten von 1854.
[5]) W 7, 199/200. [6]) W 7, 419/420. [7]) U 2, 258/59.
[8]) U 2, 264. [9]) W 10, 228.

diese, die dem auf Wissen gegründeten Verstehen entstammt, ist die seeliche Atmosphäre des Humors. Wissen ist Glück[1]); der Verstehende gesundet; ihm ist das Ganze gegenwärtig, in diesem will er leben. Wer eigensinnig bei persönlichen Sonderwünschen beharrt, die außerhalb der eisernen Ordnung dieses Ganzen bestehen, ist eitel und Eitelkeit ist der „wahre Moloch“[2]) des inneren Menschen. Keller nennt seine Jugendjahre eine „subjektive und unwissende Lümmelzeit“[3]). Der bewußte Mensch bleibt nicht in seinen persönlichen Angelegenheiten verstrickt, er schaut um sich und wird seiner Mitwelt zum Segen. Der Wahnsinn des Malers Römer kommt aus solch verwerflichem Sichwichtignehmen; leichter will es dem Grünen Heinrich eingehen, daß jener sich für ein „Nilpferd oder einen Speiseschrank“ hält als für einen großen Propheten[4]).

Über die religiöse Wurzel des Kellerschen Humors. Gern macht Keller Personen lächerlich, die durch ihren Wahn, unter dem besonderen Schutz des Schicksals zu stehen, ihr Glück gerade verscheuchen. So endet der „Schmied seines Glücks“ trotz aller „Meisterstreiche“ als das, was er eigentlich ist, als ein elender Schaumschläger. Hinter der humorigen Schadenfreude, mit der Keller solche allzu menschlichen Irrtümer darstellt, steht sein fester Glaube an die Folgerichtigkeit und natürliche Gerechtigkeit alles Geschehens; er ist der Mann der grausamen Gelassenheit, der unerbittlichen Kausalität. Allerdings meint es diese in letztem, großen Betracht mit den Menschen gut und freundlich[5]). Das eigene Schicksal betrachtet er aus eben dieser Schau[6]). Seine innere Gefaßtheit nennt er „so etwas wie Gottesfurcht“[7]); einem schwächlichen Fatalismus gibt er niemals das Wort. Der freie Wille, der kein göttliches Gnadengeschenk ist, muß sich durch Einsicht und Vertrautwerden mit den gesetzlichen Kräften, die alles Bestehende durchwirken, erst einfinden und entwickeln. Das Feuerbach-Erlebnis befreit Keller vom „Trugbild der Unendlichkeit“[8]). Das Ich wird dereinst für immer hinweggespült: „Wir müssen alle einst ohne Spaß und für immer scheiden“[9]). Immer aufs neue predigt die Natur uns von dem ewigen Wechsel, alles kommt und schwindet und der Mensch hat keine Ewigkeit vor der Natur voraus; das Beste und Törichteste, was er in sich trägt, nimmt er mit ins Grab hinunter, aus dem es kein Auferstehen gibt.

Keiner kann aus seinem Felle;
aber unverschämt ist jeder,
jeder tanzt auf seinem Seile
seine kurze Spanne Zeit.

Jeder schnappet nach dem andern,
schreit und ruft: Ich tanze besser!
Schreit und fällt und — hält den Schnabel
gleich in alle Ewigkeit.

[1]) U 1, 257. [2]) W 3, 135. [3]) E 2, 357. [4]) W 2, 58.

[5]) Vgl. Joh. Volkelt: Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. 1917. S. 125: „Wer könnte die Novelle ‚Das verlorene Lachen‘ lesen, ohne in den Wirren, Bitternissen und der endlichen Ausgleichung im Lebenslaufe Jukundus’ und Justinens das stille Walten herber und zugleich freundlicher Ordnungen des Daseins zu empfinden?“

[6]) W 10, 120. [7]) W 5, 286. [8]) W 9, 183. [9]) U 2, 464.

Denn die Universität des Schweigens
ist das Grab, und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
lernen schweigen in der Erde[1]).

Der Gedanke an Tod und Sterben ist Keller von jeher vertraut. Schon in der „Feueridylle" entfaltet er seinen Vergänglichkeitshumor; das Zerstörungswerk der Feuersbrunst wird mit unverkennbarem Behagen geschildert; in fühlloser Stärke schreitet die Natur über die Nichtigkeit der Menschenmühe fort. Beim Anblick blühender und lachender Mädchengesichter fällt Keller ein, daß sie „bald Totenköpfe oder doch entstellte alte Gesichter sein werden"[2]. Landolt kleidet zum Empfang seiner früheren Liebsten seinen Affen Coco als eisgraues Mütterchen, das auf einem mächtigen Haubenbande die Inschrift trägt: Ich bin die Zeit![3]). Und Landolts Großmutter besitzt ein „elfenbeinernes Tödlein"[4]), mit dem sie den heiratslustigen Enkel abzuschrecken sucht. Dem Grünen Heinrich kann der Tod der Geliebten keine Tränen entlocken; er genießt das feierliche Ereignis mehr als er es erduldet; er empfindet „eine Art glücklichen Stolzes, in einer so traurigen Lage zu sein und eine so poetisch schöne tote Jugendgeliebte zu haben"[5]). In der „Wochenpredigt"[6]) führt Keller den Unsterblichkeitsglauben an einem drastischen Beispiel ad absurdum. Die Geistlichkeit schneidet bei ihm überhaupt auffallend schlecht ab. Die Kirchenreligion ist ihm nur eine vorübergehende Epoche der fortschreitenden Humanität. Nur „wo die Humanität fehlt, muß die Religiosität das Fehlende ergänzen"[7]). Aber dem religiösen Tyrannen- und Knechtssinn geht er mit schweren Keulen zu Leibe[8]); der bigotten Sanftmut reißt er in derber Offenheit die Heuchlermaske herunter[9]). Ein Glaube, der gefordert wird, ist eine „zugespitzte Lammslaune"[10]); Glaube ist kein Verdienst — ich kann auch ohne ihn gut sein. Er freut sich, wenn er dem lieben Gott ein Schnippchen schlagen kann und etwas Gutes getan hat, ohne an ihn zu denken. Von der christlichen Barmherzigkeit will er nichts wissen, unbarmherzig ficht er seine Sachen selbst mit sich aus; die Vorwürfe des Gewissens sind ihm gesundes Brot auch ohne die Butter der Verzeihung darauf; selbst das Unrecht hält er als sein Eigentum fest, es gehört zu seiner Person, zu seiner Geschichte. Einen Ausgleich im Jenseits gibt es nicht; nirgends läßt sich nachholen, was man hier versäumt hat. Der Humor steht im Dienste der Humanität, er ist weltliche Frömmigkeit, Liebe zu dem in der Wirklichkeit — nicht gegen sie — sich entfaltenden unendlichen Leben. Keller ist in allem Weltsinn immer ein Gotteskind, sein „Gott strahlt von Weltlichkeit"[11]). Im Grunde ist er ohne alles wunde Gewissen. Die Gotteswelt-Kindschaft ist die religiöse Wurzel seines Humors. Er ist im Stand der Gnade. Er besitzt selbst die tiefe Schuldlosigkeit, die er einzelnen Naturen nachsagt, denen gegenüber der Gedanke der „Sündlichkeit abgeschmackt"[12]) wird. Mit Recht hebt Volkelt hervor, daß selbst die tragischen Figuren Romeo und Julia auf dem Dorfe frei von Schuld

---

[1]) W 10, 194. [2]) W 6, 18/19. [3]) W 6, 225. [4]) W 6, 196. [5]) U 2, 89, 91, 101.
[6]) W 9, 189. [7]) N 108. [8]) W 9, 282. [9]) „Pietistenwalzer". Gedichte. 1846.
[10]) U 1, 435ff. [11]) U 1, 447. [12]) U 1, 433.

bleiben[1]). Auch Kellers Gottesleugnen ist rein von Zweifeln und Verzweiflung. Er bewahrt eine „schuldlose Ruhe gegenüber allen Ergebnissen der geistigen Welt“[2]). Seine leibliche Behaglichkeit, mangelnde erotische Leidenschaft, seine Verehrung der Frau, Mutter und Familie, seine Vorliebe für die idyllische Landschaft — all dies ist Ausdruck jener letzten seelischen Sicherheit und Geborgenheit. Auch Kellers Träume sind nicht schreckend, sondern er durchlebt in ihnen die „dunkle süße Erinnerung eines still genossenen schuldlosen Glücks“[3]). Alles, was Keller an geistigen Werten in sich aufnimmt, dient dazu, ihn im phlegmatischen Rhythmus seines Blutes zu bestärken. Seiner ruhevoll humoristischen Anschauung bleiben Zerknirschung und Ekstase fern. Das Böse scheint ihm wesenlos; das „Lied vom Schuft“[4]) behandelt den Übelwoller als einen armen Teufel, der sich umsonst abrackert. Einmal sterben diese Narren an ihrer eigenen Nichtigkeit aus. Immer weiter entfernt sich Keller, je älter er wird, vom Haß zu milder Überlegenheit[5]). Er beugt sich der Weltordnung nicht, weil er ihre Übermacht erkennt, sondern weil er an ihre Tendenz auf das Allgute glaubt und weil er sich des Reichtums und der Schönheit nicht ersättigen kann, die rings in der Welt um ihn ergossen liegt. Der Glanz der Sonne ist für ihn überall und noch auf dem Friedhof „unbestritten“[6]). Kellers weltsinniger Humor ist ganz ohne Frivolität. Mit Demut folgt er der immer neuen Bewegung und dem Kreislauf des Seins. Dem, welcher „die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt, ist Tugend Element“; darum soll der Mensch „nicht tugendhaft sein, sondern nur natürlich, so wird die Tugend von selbst kommen“[7]). Dies ist die tragende Idee der Sieben Legenden. Alle die Asketen sind nur verirrte Weltkinder. Wenn sie ihrem Herzen, das voll Sehnsucht nach der schönen Welt ist, folgen, erweisen sie schließlich auch der Jungfrau Maria damit den schönsten Dienst. Ja, diese selbst nimmt sich der Abtrünnigen mit Liebe an; die hochselige und hochheilige Jungfrau steigt aus ihrem Himmel herab, steht und geht selbstbewußt und fröhlich auf dieser grünen Erde, flirtet, reitet und turniert. Nicht einmal die Heiligen droben im Himmel vermögen ihre schöne Erdenheimat zu vergessen[8]). Kellers Weltlust hat die Selbstverständlichkeit der Unschuld. Der junge „Narr des Grafen von Zimmern“ hilft seinem Herrn bei einem Gottesdienst aus der Verlegenheit; da nämlich die Meßglöckchen vermißt werden, schüttelt der Knabe schnell gefaßt und unerschrocken seine Narrenkappe, so daß Gott selber lächelt[9]). In der „Frühlingsbotschaft“ hält Keller ein großes humoristisches Strafgericht über die Verzweifelten und Verstockten ab, die die schöne Welt verketzern[10]).

Weltbild und Seelenhaltung. Die Tendenz auf volle Bewußtheit schließt im Gefühlsgehalt des Kellerschen Humors triebhafte Dumpfheit und verschwommene Mystik aus. Aber auch nicht kühle, fertige Dogmen sind Sinn und Ziel seines humoristischen Denkens. Es wird durch die freie Bewegung zwischen deterministischen Vorstellungen und der Forderung der Willensfreiheit, zwischen theisti-

[1]) Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. 1917. S. 151.
[2]) W 3, 188. [3]) E 2, 162. [4]) W 9, 280.
[5]) Vgl. z. B. U 2, 400/1 mit W 3, 132. [6]) W 7, 326 oder W 9, 187.
[7]) E 2, 9. [8]) W 7, 427. [9]) W 10, 138. [10]) W 9, 45.

schen, pantheistischen und atheistischen Anschauungen nicht aufgehoben, sondern findet vielmehr darin erst seine eigentümliche Form[1]). Es hieße Kellers Humor sentimentalisieren, wollte man aus ihm ein fest umschreibbares, welt- und lebensanschauliches Bekenntnis herausfiltern. Niemals als Humorist erblickt Keller nur auf einer Seite Recht und Wahrheit, auf der anderen nur Unrecht und Lüge; und niemals kann humoristische Lebensdeutung überhaupt zum philosophischen System werden. Gleichwohl ist es zutreffend, wenn Volkelt den Humoristen vom bloßen Komiker durch sein Bestreben unterscheidet, „irgendein Gebiet des Lebens oder das gesamte Leben und Geschehen und Dasein in dem Spiegel der Betrachtung aufzufangen. Das geistesfreie Subjekt gibt sich, indem es mit der Welt spielt, zugleich eine gewisse theoretische Stellung zu ihr. Auf diesem Wege entspringt der Humor“[2]). Welches ist die theoretische Stellung, die Keller als Humorist zur Welt einnimmt?

Konstant bleibt die Gesinnung, die Dominante seiner Weltanschauung: eben das Humanitätsstreben. Allerdings läßt sich von der Welt- und Lebensanschauung nicht mit Sicherheit auf die Seelenhaltung schließen; vielmehr können und müssen chaotische Gefühlsantinomien unter der klaren Gedankenwelt des Humoristen fortbestehen. Es gibt auch bei Keller eine tiefere Seinsschicht, in der der Humor ein Ende hat. Keller weiß um diese Schicht sehr wohl; er spricht es einmal selbst aus, daß „der Humor oft auf dem dunkelsten Grunde der Trauer seine lieblichsten Blüten treibt“[3]). Aber eben als Humorist ist er der lebensehrfürchtigen Meinung, daß das, was jene Schicht birgt, im Abgrund zu verbleiben habe, weil es anders ihn zerstören könnte. Erst die verschiedenen Inkongruenzen zwischen Sein und Bewußtsein gewähren einen Einblick in die gedankliche Struktur des Kellerschen Humors. Dieser ist nicht nur als Ausdruck der Bändigung und Vereinheitlichung von Denkergebnissen anzusehen, sondern auch als psychische Sicherung gegen ungelöste Gedankenreste, die Kellers Seinsgefühl erschüttern. So muß er es lernen, aufkommende Wehmut im Innersten abzuriegeln, seine Liebe zu verstecken, sein Übergefühl fortzulachen; denn trotz Besonnenheit und überragendem Intellekt ist Keller durch und durch Gemüt; leicht verletzlich und dünnhäutig. In früher Zeit entschlüpft ihm einmal das — später getilgte — Geständnis:

O was für Liebe schläft und träumt da unten,
friert endlich ein zu hartem Diamant[4])!

Oder aber sein Gefühl bricht in Zornausbrüchen wie ein Sturzbach aus ihm hervor: ihm, der sich überwiegend nur die trotzig-resignierte Geste des Humors erlaubt, ist es Wohltat und Befreiung, einmal auf dem starken Tier Wut zu reiten; nicht zu hemmen, zu bremsen, zu zügeln, sondern rennen, schäumen, toben zu lassen. Und noch als Vierzigjähriger hat er über seine „abergläubische und heidnische Sitte“ zu seufzen, am Neujahrsmorgen regelmäßig in eine „vehemente

[1]) Joh. Volkelt: System der Ästhetik. Bd. 2. 1910. S. 486.
[2]) Ebenda S. 539: „Nur wo die Weltanschauung dem Freiheitsgefühl des Subjekts weiten Spielraum gibt . . ., dort ist ein günstiger Boden für den Humor vorhanden.“
[3]) E 2, 234. [4]) Gedichte 1846. S. 28.

Heulerei“[1]) auszubrechen. Sein Humor ist nicht immer befreiendes Lachen, sondern oft erschütternd und beengend wie von verhehlten Tränen. Das zitternde Durchbrechen sonst verschlossenen Gemütes ist nicht eine nur flüchtige Aufwallung bei Keller, die so geht, wie sie kam, und einen heiteren Gesamtzustand nicht aufhebt; auch nicht ein zerreißender elementarer Schmerz, sondern milde durchgängige „Grundtrauer“, die „Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit“, die Voraussetzung der „rechten Freude“[2]) und des Humors. Aber der Aufwand an gesteigertem Bewußtsein, mit dem Keller die Gewalt des Fühlens im Innern zu beschwichtigen hat, gefährdet ihn aufs neue: es errichtet eine „Scheidewand“ zwischen ihm und dem betenden Volke, den „gedankenleichten, unbekümmert frommen Leuten, die auf Wegen und Stegen den Kirchen zueilen“[3]). Sein Humor ist ja an sein Volksbewußtsein gebunden. Der Grüne Heinrich mit seinem grüblerischen Hang zu immer neuer Selbstprüfung ist der Tragiker der „einseitigen Innerlichkeit“[4]); er hat sich zwar aus der Enge seiner Heimat und Klasse zu hoher Geistigkeit befreit, aber er muß sterben, weil er den kummervollen Tod der Mutter verschuldet und sich damit gegen Volk und Heimat vergeht. Der Humor spielt in Kellers Jugendroman daher nicht die sieghafte Rolle wie in den Werken seiner Reifezeit, die sich mit einfachen Volksnaturen befassen. Die „Taktfrage der Bildung“[5]), welche die Stände scheidet, wird Keller zum tragischen Problem; „Regine“ ist wohl das Humorloseste, was er geschrieben hat. Auch der dünn und brüchig gewordene Humorgehalt seines Altersromans ist auf eine Einbuße an Volksverbundenheit zurückzuführen. Die Betonung seiner atheistischen Überzeugung weiterhin, mit der er sich von der natürlichen Vorstellungsweise des betenden Volkes entfernt, die Schärfe seines Vergänglichkeitshumors läßt auf gefühlshafte Rückstände schließen, die sich seinem Weltbild nicht einfügen wollen. In dem Zyklus „Lebendig begraben“ ruft der junge Keller gegen Verzweiflung, Selbstanklagen und Wahnsinn den „Seelentrost Humor“[6]) an; aber er läßt sich nur durch den Verzicht auf „das vergängliche Idol des Selbst“[7]) erkaufen. Hier fehlt freilich noch die Kehrseite dieses Verzichtes: die Erlösung zum Genusse der Weltschönheit. Aber Entsagung schwingt immer auch in diesem Genusse bei Keller mit; der reife Mann singt der Melancholie ein Preislied, und Entsagung zittert noch durch die stille, sachliche Ergebung der letzten Worte, die Keller überhaupt geschrieben hat: „Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen“[8]). Sogar an der Angemessenheit und gerechten Ordnung der Schicksalsfügungen kann Keller nicht umhin, zuweilen zu deuteln: beim Tode von Hettners Frau schreibt er an den Witwer von „gänzlich unmotivierten, gewissermaßen unvernünftigen Störungen“[9]); und beim Tod von Heyses Sohn: „Ihr Haus ist so wohnlich, daß sogar die Moiren sich herbeidrängen“[10]) — dieser Humor ist bitter und entspricht mehr Kellers Seelenhaltung als seinem Weltbild.

---

[1]) E 2, 467 [2]) E 3, 347 [3]) E 2, 163.
[4]) Joh. Volkelt: „Ästhetik des Tragischen.“ 3. Aufl. 1917. S. 92. [5]) W 7, 118.
[6]) W 9, 137. [7]) W 9, 147. [8]) E 2, 539.
[9]) E 2, 424. [10]) H 121.

„Auch was wir aufgeben", fordert Keller, „müssen wir elegant und fertig aufgeben und ihm mit geschlossener Abrechnung freiwillig den Rücken kehren"[1]). Besonders Kellers allerletzte Lebenszeit zeigt, daß seine Abrechnung nicht völlig geschlossen ist. Er selber „brütet und leidet an Gefühlen eines Büßenden", wie er es von Leuthold behauptet[2]). Seine Seele ist in ihrem eigenen Element gefangen wie jene Nixe im See, die in der Winternacht vergeblich an der Eisdecke emportastet[3]). Visionär erscheinen ihm in seinem Sterbezimmer zwei gepanzerte Ritter, Engel seines Gewissens; die starren ihn an. Adolf Frey berichtet ein Geständnis, das ihm Keller kurz vor seinem Tode macht: „Oft, wenn ich in der Nacht so daliege, komme ich mir vor wie ein bereits Begrabener, über dem ein hohes Gebäude emporragt, und dann tönt es immer: ich schulde, ich dulde"[4]). Keller ist ein Weltsuchender, aber unter tragischen Opfern an der Seele hat er die Welt gefunden und erobert. Sein Humor enthält nicht nur die Lehre von der Bekehrung zur schönen Welt, sondern auch unerlöste Seelenhaftigkeit und Resignation; sie ist die dunkle Folie, von der sein heller Welthumor sich abhebt. In diesen hat sich die Liebe seines schwer in sich gebannten, streng verwahrten und verwunschenen Wesens hinübergerettet.

Der Künstler.

Künstler und Menschentum. Kellers Abneigung gegen den trocknen, dumpfen Philister zieht sich, mehr oder weniger humoristisch gedämpft, durch sein ganzes Werk; der Philister ist der Todfeind des Künstlers. Keller hat für den kleinen Betteljungen, der von seinem Alten eine Tracht Prügel bekommt, weil er ohne Geld, aber mit einer schönen Hyazinthe heimkehrt, liebevollen Trost[5]). Künstler sein heißt ihm festlichen Sinn haben, dem Dasein vertrauen, allenthalben seine Güte und Schönheit entdecken. Die „unersättliche Sehnsucht" aber nach solchem Ideal, die Neigung, sein Leben zu verträumen, entfremdet Keller dem „niederen Glück"[6]), bringt ihn in schwierige Lagen und macht ihn einsam. Aber sein Humor erwehrt sich der Bitterkeit der Erfahrungen und zieht aus ihnen noch Gewinn an innerer Kraft und Freude: ein Künstler muß den Teufel im Leibe haben, will er etwas Kernhaftes arbeiten[7]). Wer nur hinterm warmen Ofen dichten kann, wem sein Dichten in Wind und Wetter des Lebens vergeht, der ist nicht zum Künstler geboren. Wie der Philister, der mit blinden Augen und dumpfen Sinnen durch das Leben geht, ist ihm auch das Genie lächerlich, das sich zu gut dünkt, Mensch unter Menschen zu sein[8]). Der Menschheit neue Wege zu immer freierer Humanität weisen, das ist die Aufgabe, zu der den Künstler sein höheres Menschentum verpflichtet; denn Künstler sind nichts als „eigentliche Menschen"[9]). Der Grüne Heinrich ist im Grunde nicht Künstler, sondern vaterländischer Mensch; das boshafte Trödelgreischen und Eriksons satirische Straf- und Abschiedspredigt[10])

---

[1]) U 2, 435. [2]) H 169. [3]) W 9, 74.
[4]) Erinnerungen an G. Keller. 1892. S. 137.
[5]) W 10, 84. [6]) B 1, 426. [7]) E 2, 278.
[8]) B 2, 524. H 57. B 2, 520. [9]) E 2, 135/36.
[10]) W 2, 264/67.

heilen ihn vollends von seinem Künstlerstolz. Die sittliche Idee ist nach Keller mit jeder gesunden Kunst an sich gegeben; bloßer Kultus des Schönen ist ihm verdächtig. Das geniesüchtige Treiben der Romantiker und der Jungdeutschen ist ihm tief zuwider. Die spöttische Abwehr der „Flattusen", die ihm später zuteil werden, kehrt in seinen Briefen immer wieder[1]). Eine allgemeine Feier seines 60. Geburtstages lehnt er ab und auch der des 70. weiß er sich rechtzeitig zu entziehen. In den „Mißbrauchten Liebesbriefen" zeichnet er die Karikatur eines Dichters: einem eitlen Schriftmenschen, der die feierliche Stiftung einer neuen Sturm- und Drangperiode proklamiert, stellt er einen tüchtigen einfachen Menschen gegenüber, der „sich zu gut für einen Schriftsteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner in einem Mittelgasthof fand"[2]).

Nichtepische Ausdrucksformen. Das Tagebuch des Vierundzwanzigjährigen dient der Selbsterziehung und als Speicherkammer für poetische Motive. Es ist die bewußt vorläufige und subjektive Ausdrucksform und Kläranlage einer ringenden Seele. Hier, wo es Keller darauf ankommt, seine Empfindungen aufzulockern, ist die humoristisch überlegene Geste weder erreicht noch erstrebt. Auch Kellers Briefe sind eine vorliterarische Form; aber er empfindet das „Briefschreiben con amore" doch „mit dem Schriftstellern zu nahe verwandt"[3]), als daß er sich hier persönlich intimen Gefühlsäußerungen, von den Jugendbriefen an Johann Müller abgesehen, völlig überließe. Übermütige Launen und tiefsinnig spielende Einfälle umranken den Grundton einer verständigen und gutmütigen Herzlichkeit. Zuweilen enthalten sie nur Jux, Neckerei und Wortspiel, „Schnaken, die keinen Sinn haben und nur des Mutwillens wegen da sind"[4]), reizende Nichtigkeiten in knisterndem Seidenpapier. In den Altersbriefen zumal entfaltet sich Kellers ganze breite, behäbige Witzigkeit, die nichts allzu ernst nimmt.

Das bedeutendste dramatische Bruchstück Kellers, das Trauerspiel „Therese", hat poetische, aber wenig dramatische Vorzüge. Der Faden der Fabel ist dürftig gesponnen, die Personen räsonnieren, anstatt zu handeln; namentlich ist der Mann, der zwischen Mutter und Tochter steht, einer von Kellers grundehrlichen, aber ganz undramatischen Nichthelden. Außerdem „passen die Possen", die einige Nebenpersonen reißen, „in keine Tragödie'[5]). Die Tragödie, meint Keller, müsse einen komischen Charakterzug enthalten[6]). In der Tat zerstört bei Keller aber der Humor die tragischen Werte. Die Schlußvignette, die Keller unter sein Manuskript setzt und die zwei Frauen vor einer Entbindungsanstalt darstellt, ist eine grimmig drastische Verhöhnung seiner eigenen tragischen Muse. — An dramatisch verwertbaren Einfällen: besonders schnurriger und possenhafter Art, ist Keller nicht arm. Doch bei aller Einsicht in Wesen und Technik der Komödie besitzt er nicht die Kraft für dramatische Gestaltung; es bleibt bei einem auffälligen Mißverhältnis zwischen Streben und Erfolg. Seine Weltgläubigkeit ver-

[1]) B 2, 446. E 2, 412; 3, 30, 240, 358, 434, 508, 519. H 87.
[2]) W 5, 106. [3]) E 3, 345. [4]) E 3, 436.
[5]) Max Preitz, G. Kellers dramat. Bestreb. 1909. S. 113. (Marb. Beitr. z. dtsch. Literaturwiss. 12.)
[6]) E 2, 234/35.

wehrt ihm den Eintritt in den Tempel der dramatischen Kunst; sittlich ist für ihn, sich in der Welt einzuwohnen; dem Tragiker sind Ich und Welt brückenlose Mächte; sittlich ist, zu kämpfen und im Untergang über die Welt zu triumphieren. Kellers mit den Jahren zunehmende Weltkindschaft, die den jugendlichen Zwiespalt zwischen Person und Umwelt immer mehr ausgleicht, bestimmt auch sein äußeres Leben: er verhält sich ruhig leidend, er läßt sich von den Ereignissen treiben, er durchdauert 15 trockene Amtsjahre, er hat nichts vom Eroberer den Frauen gegenüber. Die Lebenskurve und die Fühlweise des geborenen Tragikers pflegt in ungleichmäßigen Schwankungen zu verlaufen. Und die auch für die Komödie bestehende Notwendigkeit, der Bühnenwirksamkeit zuliebe dicker aufzutragen, sowie ein formstrenges Schaffen, das ein beliebiges, zierliches oder tiefsinniges Ausmalen nicht erlaubt, sondern von Entschluß zu Entschluß, von Tat zu Tat oder aus einer Situation in die nächste drängt, widerspricht Kellers humoristischer Wesensart.

Der Humor schließt fernerhin die Ungebrochenheit des lyrischen, das ganze Herz erfüllenden Gefühles aus. Kellers Naturgedichte von 1846 sind an eigentlich humoristischen oder nachbarlichen Seelenregungen um so karger, je reiner und geschlossener sie sind. Er ist kein reiner Lyriker, doch spiegelt sich in seinem gesamten lyrischen Werk die Reifung seiner Persönlichkeit in drei Hauptstufen unmittelbar ab. Die Tönung des darin enthaltenen Humors ist von dem jeweiligen Gemütszustande des Dichters bestimmt. In der Frühzeit ist er vornehmlich Abwehrmittel gegen die Umwelt, Phantasiespiel oder Verschleierung der Schwermut; bizarre Gewaltsamkeiten, abenteuerliche Kontrastierungen, befremdende Geistreichigkeiten sind nicht selten; Kellers auf lustvolle Angleichung von Welt und Ich abzielender Humor entfaltet sich in diesen wunderlichen Erfindungen noch nicht. In der Übergangszeit zur Epik ist er Ausdruck der eroberten Weltfreude und Absage an das Willkürspiel der romantischen Ironie; spontan blitzt er aus schlichten, idyllischen Stoffen hervor; er bedingt das Zurücktreten der unmittelbar persönlichen Beichte; er wächst aus den dunklen Gründen der Melancholie und aus philosophischem Ernst siegreich empor; mattherziges Spintisieren ist ihm ebenso fern wie plattes und sattes Genießen. In der Spätlyrik ist der Humor Organ einer warm begreifenden und zugleich objektiven Überlegenheit, die hohe Klarheit der Darstellung durchdringt er wie eine kräftig prickelnde Würze; der Dichter selbst bleibt unsichtbar hinter seinen Gestalten, seinen inneren Anteil verrät oft nur ein leises Lächeln, das da am stärksten packt, wo es unvermutet wie ein Licht aus einem Versteck hervorbricht. Kellers Entwicklung vom weltverachtenden Ichkultus zum individualistisch gefärbten Weltsinn zeigt sich sehr deutlich an den Änderungen, die er an den aus früheren Sammlungen in die von 1883 übernommenen Gedichten vornimmt. Die Beweggründe dafür laufen auf das Bestreben hinaus, auch seine lyrischen Erlebnisse von der eigenen Person zu distanzieren. Aufdringliche Polemik, leidenschaftlicher oder sentimentaler Ausdruck wird vermieden. Zuweilen wird ein ursprüngliches Motiv umgebogen, ja auch ins Gegenteil verkehrt. Darüber ist hier und da der ätherische Duft der Frühlyrik oder manch prächtiger Temperamentsausbruch zerstört. Dafür ist die siegende Kraft des welt- und mensch-

vertrauten Lächelns gewachsen, das alle Wesen bescheint. Was den Gedichten an Wucht oder Schimmer der Stimmung verlorengeht, gewinnen sie an Tiefe des Gedankens, Weite der Weltsicht und Bestimmtheit der Prägung. Einer ganzen Reihe setzt Keller affektdämpfende, humoristische Lichter auf. Wo die Sehnsucht das Wort hat, ist es nicht jene, die selbst ein seliger lyrischer Besitz ist, sondern die sich zutiefst aus der Lyrik heraussehnt. Kellers Spätlyrik zeugt also von einer Einbuße an lyrisch subjektiver Ursprünglichkeit und von einem Zuwachs an episch objektivem Weltblick, der ihm erlaubt, das ganze Spektrum seines Witzes zu entfalten, von einer unbefangenen, entwaffnenden Freude bis zum weltweisen Lächeln.

Epik. Die Grundrichtung des Kellerischen Wesens ist episch. Das kosmische Lebensgefühl, ein Teil im Ganzen zu sein, dem gegenüber das Ich eine belächelnswerte Größe wird, findet Bestärkung und Beruhigung in seiner bewußten Zugehörigkeit zu einem ursprünglichen Volkstum. Er ist seiner Umgebung tief verpflichtet, helfen will er und nach tapfer vollbrachtem Lebenswerk sang- und klanglos wieder im Ganzen verschwinden. Reine und reiche objektive Erfassung der Welt ist sein menschlich sittliches und künstlerisch episches Grundgebot. Aber sein Weg zur Epik geht durch die Lyrik und Lyrik bleibt ein wesentlicher Bestandteil seiner Epik. Hinter dem offenen Weltsinn, der das Zurücktreten des Ich erfordert, steht bei ihm der Lyrismus persönlicher Entsagung und nachzitternder Schmerzen. Der Humor in allen seinen dunklen oder helleren Tönungen ist ein getreuer Messer dieser Schwingungen. Er schließt die Ungebrochenheit der lyrischen Empfindung, die dumpfe innere Bedrängnis und die überschäumende Lust aus. Andererseits verhindert er die vollepische Entpersönlichung.

In seiner Gotthelf-Rezension fordert Keller vom epischen Dichter Objektivität, Naivität und Lebensbejahung.

Auch der phantasiebegabteste Dichter hat kein Recht, die Gesetze der Realität zu mißachten. Keller schwelgt in seinen Schriften geradezu im Profanen, die allernächste und vertrauteste Wirklichkeit, die einen jeden von uns täglich umgibt, kehrt bei ihm wieder. Er hält auch die unscheinbarsten und trivialsten Dinge einer dichterischen Behandlung für zugänglich, wenn er z. B. von einer blaugestrichenen Wanze erzählt, die an der Wand unbemerkt überwintert hat und zum Frühling das Wandern kriegt[1]), oder von der schön lackierten Tür einer gewissen Bequemlichkeit, auf welcher eine zierliche Inschrift angebracht war[2]). Trotzdem ist Kellers Dichtung keine abbildende Wiedergabe nach dem bloßen äußeren Augeneindruck, kein Abzeichnen in naturalistischer Nacktheit: „Wollte er direkt auf die Dinge und die Fragen des Lebens losgehen, würde er aufhören, Humorist zu sein. Als solcher kann er auf das geistige Freiheits- und Macht-, das Überlegenheitsgefühl nicht verzichten, dem Leben voll anzugehören und doch sich über seinen eigenen Lebenswillen spielend zu erheben[3])." Keller macht sich über Störteler lustig, der nach abgeschlossenen Holzgeschäften mit dem Notizbuch in

[1]) W 4, 245. [2]) W 5, 15.
[3]) Joh. Volkelt: System der Ästhetik. Bd. 2. 1910. S. 451/52.

der Hand hinauszieht, um in Wald und Feld literarisch verwertbare Motive zu sammeln[1]). Auf das innere Sehen kommt es ihm an. In der scharfen Beobachtung und Darstellung auch der alltäglichsten Dinge, verbunden mit der Erfindung märchenhafter[2]) Motive, beruht die künstlerische Objektivität seines Humors. Anfangs überwiegt barocke Kontrastierung. Der junge Maler entwirft ossianische Riesenlandschaften; andere Zeichnungen zeigen zahlreiche humoristische Elemente; schon die frühen Skizzenbücher enthalten mancherlei phantastisches, grausiges oder schnurriges Zeug[3]). Und in dem jungen Dichter gehen metaphysische Hochspannung und Wohlgefallen an kleinmenschlichem Getriebe gleichfalls unverbunden nebeneinander her. Hier lebt sich die ursprüngliche Freude am rein Burlesken aus, ohne Anspruch auf eine tiefere seelische Ausdeutung zu machen. An närrischen Erfindungen ist auch Kellers spätere Dichtung überreich; sie entspringen einfach dem Zug zum elementaren Unsinn und liegen dann „wie erratische Blöcke“[4]) in seinem Feld verstreut. Er fügt zuweilen bei Merkwürdigkeiten, von denen er berichtet, selbst ein „seltsamer Weise“[5]) ein. In den „Legenden“ scheint oft Anfang und Ende von Wirklichkeit und Märchen ungewiß. Manche Züge, die der Zusammenhang des Ganzen nicht erfordert, entstammen seinem unausrottbaren Hang zur Phantastik; sie sind seinem ausgereiften Kunstverstand nur durchgeschlüpft. Der realistische Intellekt des alten Keller ist über das wilde Wuchern der Phantasie so weit hinweggewachsen, daß er es nur in unbewachten Augenblicken unwillkürlichen Scherzes noch gestattet. Auch seine Späße gliedern sich späterhin meist dem Organismus des einzelnen Kunstwerks ein. Durch psychologische Charakterisierung und ethische Wertung, die sie enthalten, erhebt er sie zum ideenhaft Wesentlichen, zum Symbol. Unaufhörlich tauchen hinter den Schlingpflanzen der scheinbar nur spielenden Launen psychologisch vertiefende Bedeutungen auf. Oft entspringen sie auch seinem „scharfen richterlichen Bestrafungstrieb dem Unrecht gegenüber“[6]). Dem Humoristen bereitet es ein unbändiges Vergnügen, alle menschenmöglichen Übertriebenheiten, die dem natürlichen Lauf und Sinn der Dinge dieser Welt widersprechen, aufzudecken und, wenn angängig, auf der Stelle durch einen drastischen Gegenbeweis abzustrafen.

> ... alle solche Teufelsbraten
> werden auf die angeborne
> Unschuld des harmlosen Herzens
> hier gemütlich reduzieret[7]).

Kellers Gerechtigkeitssinn ist mitunter nicht ohne Grausamkeit; er pflegt zwar „die Situation mit dem Szepter der Liebe zu beherrschen, doch bringt er immerhin auch unten einen kleinen spitzigen Stachel an, um nach Notdurft denselben etwa umkehren zu können, um das Viechlein zu regieren“[8]). Mehrmals in seinem Werk

---

[1]) W 5, 108ff. [2]) H 223.
[3]) Paul Schaffner: G. Keller als Maler. 1923. S. 184.
[4]) H 222. [5]) Z. B. W 5, 44. [6]) H 223.
[7]) Euphorion. Ergänz.-H. 1. 1895. S. 138ff. 5. Romanze.
[8]) E 3, 209.

ladet er zur Entlarvung und Bestrafung von Betrügern wie zu einer Zeremonie eine ganze Gesellschaft als Zuschauer ein[1]). In den „Kammachern" ist Kellers Humor scharf wie Essig; der Mensch ist hier in einer Niedrigkeit und Jämmerlichkeit dargestellt, daß sich in das Lachen über ihn ein leiser Ekel mischt; jedenfalls würde man nicht wünschen, dem kläglichen Schauspiel des schwitzenden Wettlaufs vom Fenster aus mit Behagen zuzusehen.

Die Naivität, die Keller weiterhin vom Dichter fordert, ist zugleich der Kern seiner humoristischen[2]) Denkweise, der ja nicht das Resultat einer Verstandestätigkeit ist, sondern die spontane Tendenz seiner Natur auf das Gute und Heilsame hin. Ein Dichter ist neu und original, wenn er die Sehnsucht seines Volkes und seiner Zeit ausspricht; doch darf dies nicht zur tendenziösen Absicht werden: Gotthelf habe die poetische Wirkung seiner Schriften durch „politische Wühlereien und durch pfäffische und bösartige Invektiven" zerstört[3]). Tendenz, die die Welt verfärbt und verengt, schließt den Humor aus. Die volkhafte Ursprünglichkeit des Fühlens, die Natur- und Erdnähe unterscheidet Kellers Humor von dem jungdeutschen Esprit, der es auf Witzigkeit geradezu anlegt, und auch von der romantischen Ironie. Der „Apotheker von Chamounix" ist eine Absage an „Witz, Unwitz und Willkürtum der letzten Romantik"[4]) und „eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und Polissonnerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität gespickt, für uns Deutsche nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv sein sollen, ohne deswegen Esel zu sein"[5]). Keller sucht die Manier Heines und seiner Nachahmer dadurch zu übertrumpfen, daß er die bewußt angewandte romantische Ironie selbst wieder ironisiert. Er bezweifelt nämlich von sich aus abermals den ironischen Zweifel Heines an der Echtheit seines Empfindens, indem er Heine den Herzverleugner nennt. Schon aus den selbstkritisch erläuternden Randglossen der ersten Fassung des „Apothekers" geht hervor, wie weit Keller von der Selbstzerfaserung gewisser Formen der romantischen Ironie entfernt ist und wie scharfäugig er das technische Schema, nach dem sie verfährt, und ihre seelischen Voraussetzungen durchschaut. Das skurrile Neben- und Durcheinander von Lächerlichem und Grausigem, die lose, künstlich spielende Verknüpfung der Haupt- und Nebenhandlungen, das Abschweifen in trivial-allegorische Betrachtungen, pikante, kaltschnäuzige Gegensätze von Poesie und Prosa, die kokette Mache von Gedankenverbindungen, überraschende Schlußpointen — all das zeigt ein virtuoses Handhaben der Stilmittel der romantischen Ironie Heinescher Prägung. Und doch verfügt Keller bei allem Überfluß an ergötzlichen Einfällen nicht über Heines schneidigen, erbarmungslos erledigenden Witz. Während Heine vor nichts Halt macht, auch vor den eigenen Gefühlen nicht, die üppig und z. T. schon wurmstichig in ihm wuchern, schleicht sich in Kellers Spott oft Wohlwollen hinein. Er bleibt im ganzen liebenswürdig harmlos und treuherzig.

---

[1]) W 1, 344ff.; 5, 44; 7, 168ff.; 8, 142; 4, 261ff.

[2]) Vgl. Volkelts Scheidung in sentimentalen und naiven Humor. „System der Ästhetik". Bd. 2. 1910. S. 550.

[3]) N 108.

[4]) E 2, 431. [5]) E 2, 504/5.

Die positive Tendenz des „Apothekers“ ist die Wiederherstellung der Künstler- und Menschenwürde, die für Keller an die Unversehrtheit der Naivität geknüpft ist. Er verlangt vom Dichter ein „forsches lebensfrohes Schaffen“[1]). Ästhetischen Betrachtungen ist er abhold[2]). Dem Drauflosschreiben aber geht die „schwere Kunst des Erwartens der Zeit“[3]) vorauf. Sie ist eine schöpferische Geduld, die dem „notwendigen und gesetzlichen Wachstum der Dinge“[4]) dient. Sogar im Briefschreiben ist Keller höchst saumselig[5]). Mit Neid sieht er im Alter auf Storms und Heyses literarische Fruchtbarkeit hin; aber es hilft nichts — im ganzen muß er doch seine Faulheit, sein ganz unbelehrbares Phlegma loben, das ihm verbietet, unreifes Korn zu mahlen. So ist alles, was er schreibt, „aus erster Hand der Natur“[6]), wie er es von Reuters Schriften behauptet. Dies scheint ihm das Wahrzeichen wirklicher Kunst; in einer Gesellschaft antwortet er einer Dame auf ihre Frage, was er von Geibel halte: „Fräulein, was halten Sie von Aufgußtee?“[7]) Die ihm natürliche Frömmigkeit, mit der Keller die gute produktive Stunde abwartet, gibt seinem Humor jene „kristallne, schuldlose und doch überlegene Schalkhaftigkeit“, die er selber Möricke nachsagt[8]).

Naivität bedeutet für Keller nicht gestaltlos-dumpfe Primitivität des Fühlens, sondern Statik und Gleichmaß in der „peripatetischen Übung zwischen Kopf und Herz“[9]). Er ist Autodidakt. Keine Überladung mit Wissen hindert den Freiwuchs seiner Persönlichkeit. Den selbstgewählten Stoffmassen setzt er einen bildenden Geist entgegen, der unablässig amalgamiert und ausschließt, bis Denken und Gestalten eine Synthese eingeht. Wissen wird zur dichterischen Anschauung. Kellers geistiges Weltbild umschließt die wertvollsten Bildungselemente seiner Zeit. Allerdings bedeutet die denkerische Vollendung Kellers, der abgeschlossene Prozeß völliger Durchdringung von bereichertem Bewußtsein und schöpferischer Erfindung zugleich eine seelische Verengung. In Goethe ging das geistige Leben in unendlichen Verwandlungen und Erschütterungen bis ins hohe Alter fort — er konnte kein Humorist sein. Der alternde Keller flicht in der lächelnden Freude des Meister gewordenen Künstlers die Rosen, die in seinem Garten aufgeblüht sind, zu reichen und kunstvollen Sträußen zusammen; aber der vorschreitenden, weiterringenden Gegenwart ist er entrückt.

Kellers dritte Forderung an den Dichter: die Kraft überzeugender Lebensbejahung erfüllt er selbst in seinen Schriften in hohem Maße. Das Wesen des reinen Humors zielt auf Auflösung aller inneren Zweifel an der Güte dieses Lebens in überschauender Liebe. Von windigem Genießertum will Keller nichts wissen; aber auch von harter und düsterer Problematik scheint er nichts zu halten — wenigstens zerstört sie das freudige und freudenspendende Wesen der Kunst, die, das Gesetz der Lebensgüte spiegelnd, den Menschen erheben soll. An dieser Mei-

---

[1]) E 2, 247.
[2]) E 2, 287. U 1, 274. E 3, 85; 3, 70, 223, 512. W 5, 110.
[3]) H 226. [4]) W 2, 159.
[5]) E 2, 503, 521; 3, 165, 446, 462, 512, 515.
[6]) E 3, 132.
[7]) A. Vögtlin: G. Keller-Anekdoten. S. 26. [8]) H 132. [9]) H 58.

nung von der vornehmsten Aufgabe der Dichtung hält Keller bis zu seinem Tode, trotz seines anklägerischen Altersromans, fest: „Die Negierung des Lebens hebt die Poesie auf“[1]). Tragische Helden und Philister werden ironisiert; seine hochgradig normalen, gradgewachsenen, tüchtigen Menschen finden sich nach allerlei Irrfahrten immer wieder im Leben und in sich selbst zurecht. Der verborgene Sinn und der stille tiefe Glanz des Alltaglebens tritt in Kellers Dichtung zutage; über seiner Welt liegt eine gleichmäßig klare und glückliche Ruhe ausgebreitet; Furchtbares oder Böses vergeht vor dem Humor wie Nebel in der Sonne[2]). Küngolts letzter Weg, der zur Richtstätte, der Schlachtentod des Forstmeisters in „Dietegen“, das schaurige Ende Regines — all das ist mit höchster Fassung dargestellt. Zuweilen scheint Kälte aus den Zeilen hervorzuwehen. Doch ist es mehr die Gutmütigkeit und Gutartigkeit eines Riesen, der mit seinen immer ein wenig närrischen und doch immer liebenswerten Menschlein spielt, sie vielleicht ein wenig zappeln, ihnen schließlich aber doch das Ihre zuteil werden läßt. Auch das Lichtscheue und Böse entgeht seiner Liebe nicht; er vergleicht das Verleumdungswesen des Ölweibes im „Verlornen Lachen“ mit der „schönsten Brüsseler Spitzenarbeit — so wunderbar und mannigfaltig sind Gottes Werke“[3]). Besonders Kindern[4]) und Frauen gegenüber äußert Keller die ganze behutsam und zärtlich spielende Überlegenheit seines weisen und doch immer jungen Herzens. Frauen werden von Keller gern als Neutrum behandelt: mit Namen von Tieren, Blumen, Dingen bezeichnet[5]). Das allgemeine, warme Wohlwollen, das aus diesen Zügen spricht, gilt mehr dem Leben überhaupt als der einzelnen Person, der gegenüber eine letzte menschliche Kühle gewahrt bleibt. Keller freut sich, daß es immer wieder gute und tüchtige Menschen gibt, daß das Leben immer schöner und reicher weiter wächst. Vor diesem großen Wissen muß das absolute Ansehen der Individualität zurücktreten. So sehr ihn „die Welt immer wieder lächert“[6]), sie hält ihn fest, er mag sich von ihr nicht lösen, er liebt sie noch, wenn er sie verspottet. Er geht in sie hinein, erkennend durch sie hindurch und geht rein wieder daraus hervor. Der Humor umschließt diese letzte Reinheit des Herzens und die Erkenntnis der Welt zugleich; er ist mehr als vergoldender Firnis, hinter ihm steht strengste Ernsthaftigkeit. Liebe und Güte sind das letzte Wort des Humors.

[1]) E 3, 423.

[2]) Vgl. Joh. Volkelt: Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. 1917. S. 508. „Das Tragische wird vom freien Humor gleichsam aufgezehrt.“

[3]) W 5, 316.

[4]) W 4, 80/83, 15/16; 5, 198/99; 7, 418/19, 422/24, 261.

[5]) E 3, 324. W 6, 149, 199, 209/10, 245; 7, 87, 156, 185, 242, 251; 8, 42.

[6]) E 3, 62.

Abkürzungen.

W = Gottfried Kellers Gesammelte Werke. Berlin 1889. Z. B. W 7, 17 = Bd 7 der Ges. Werke von 1889, S. 17.

U = Der Grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/55. Hrsg. von Emil Ermatinger. 2. u. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1914; und zwar für die ersten zwei durchpaginierten Bände = 1, für die anderen zwei = 2. Z. B. U 2, 473 = S. 473 des 2. Bandes der Studienausgabe von Ermatinger (entspricht dem 4. Bande der alten Fassung Kap. 12).

N = Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften, hrsg. von J. Bächtold. Berlin 1893. Z. B. N 5 = S. 5 des von Bächtold hrsg. Nachlaßbandes.

B = Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Bächtold. Berlin 1894/97. Z. B. B 2, 100 = S. 100 des 2. Bandes der Kellerbiographie von Bächtold.

E = Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtolds dargest. u. hrsg. von Emil Ermatinger. Bd I (4. u. 5. Aufl.) 1920, Bd 2 u. 3 (3. u. 4. Aufl.) 1919. Stuttgart und Berlin. Z. B. E 1, 15 = S. 15 des ersten Bandes der Kellerbiographie von Ermatinger.

H = Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel von Max Kalbeck. Hamburg, Braunschweig, Berlin 1919. Z. B. H 23 = S. 23 des von Kalbeck hrsg. Briefwechsels Heyse-Keller.

Lebenslauf.

Am 25. März 1895 wurde ich, Kurt Esselbrügge, als Sohn des Postsekretärs Heinrich Esselbrügge zu Berlin geboren. Ich besuchte vier Jahre eine Städtische Gemeindeschule und neun Jahre das Sophien-Gymnasium zu Berlin, das ich Ostern 1914 mit dem Reifezeugnis verließ. 1914—1919 war ich Soldat. Nach meiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft wurde ich nach Ablegung des staatlichen Diplomexamens Bibliotheksbeamter und studierte neben meiner Berufstätigkeit in Berlin und Halle Deutsch, Philosophie und Kunstgeschichte.

Anregung und methodische Schulung zu vorliegender Arbeit gewann ich im deutschen Seminar von Herrn Prof. W. Liepe-Halle (jetzt in Kiel), dem ich für reiche Förderung an dieser Stelle nochmals meinen wärmsten Dank sage.